Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **28 (1946)**

Heft 38

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 20. September 1946 | Erscheint jeden Freitag | 28. Jahrgang Nr. 38

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIIIb 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Wir lesen heute:

Die persönliche Verantwortung der Frau in der heutigen Staatsgemeinschaft.

Vortrag am Schweizerischen Frauenkongreß, gehalten von Fräulein Dr. Ida Somazzi

Wir suchen eine neue Grundhaltung für den Frieden.

Aus dem „andern Deutschland".

Gruß und Dank an Winston Churchill

Die Schweizerfrauen bedauern, daß der Besuch des englischen Löwen in Zürich ausgerechnet einen Tag vor ihrem Kongreß in der Limmatstadt stattgefunden hat. Sie haben sich darüber gefreut, daß er in unserem Land Ruhe und Entspannung gefunden hat, und sie hätten sich gefreut, ihm in Scharen in Zürich zuzujubeln und danken zu dürfen. Wir Frauen wissen es, und haben es immer stark empfunden, daß es seine Tatkraft, seine Zivilcourage „à travers et contre tout", und sein unbeirrbares Vertrauen in die guten Kräfte der Menschheit, die auch bei uns in der Schweiz ausschlaggebend waren für unsere geistige Haltung, als man in weiten Kreisen der Gefahr erlag, die völkerrechtlichen Uebergriffe der deutschen Verbrecherbande als unabwendbares europäisches Schicksal hinzunehmen. Wenn heute die Schweiz unversehrt dasteht, wenn wir Schweizerfrauen heute nicht das Los der Frauen und Mütter anderer Länder teilen, dann verdanken wir das, nicht nur indirekt, sondern sehr direkt dem Einfluß und der Charakterstärke dieses Mannes, der mit seinem tapfern Volk als Erste den unerbittlichen Kampf gegen das böse Prinzip in der Welt aufnahm.

Möge sein Geist und sein Einfluß nun auch noch in der Schaffung eines zuverlässigen Friedens lebendig und wirksam sein. Wir Schweizerfrauen danken ihm, und wir bitten für ihn, daß seine Kraft und sein Einfluß noch lange ungebrochen bleiben möge zum Segen aller.

El. St.

Mensch, werde wesentlich: denn wann die Welt vergeht, so fällt der Zufall weg; das Wesen, das besteht.

Angelus Silesius

Zürich empfängt den Kongreß

El. St. Es ist kein politischer Kongreß und auch kein „tanzender" wie in Wien 1815, den die Schweizerfrauen auf den 20. bis 24. September 1946 nach Zürich einberufen haben, und doch wird seine Arbeit den Beweis erbringen, daß alles was die Schweizerfrauen an sozialer, kultureller, wirtschaftlicher und staatsbürgerlicher Arbeit leisten, die schweizerische Politik, das schweizerische Staats- und Volksleben aufs intensivste beeinflußt und mitbestimmt, ohne daß dies oft zugegeben und anerkannt wird.

Nachdem Genf und Bern die beiden früheren Kongresse in den Jahren 1898 und 1921 durchgeführt haben, freut sich Zürich, die große, gastliche in schönstem Herbstschmuck prangende Limmatstadt heute die Frauen aus allen Gauen unseres Vaterlandes empfangen zu dürfen.

Zürich war immer ein guter Boden für neue und fortschrittliche Ideen. Und da die Schreiberin dieser Zeilen keine waschechte Zürcherin, sondern geborene Bernerin ist, so darf sie heute ohne Hemmungen der Bescheidenheit unseren Gästen ein wenig in Erinnerung rufen, was die Schweiz. Frauenbewegung Zürich und seinen tatkräftigen Frauen alles verdankt. Jede Gegend, jede Schweizerstadt ist sozusagen die Wiege irgend einer segensreichen Institution geworden, und wie sehr gerade die Arbeit in solchen Organisationen ein starkes Band unter den Frauen bedeutet, ähnlich dem Militärdienst der Männer, das werden die Zürchertage am besten demonstrieren.

Frühe schon, als die Frauen noch keine „öffentliche" Bedeutung hatten, (d. h. noch weniger als heute!) spielte in Zürich die „Fürstäbtissin", d. h. die Aebtissin des Klosters Fraumünster mit herum eine große, und zwar auch politische Rolle. Was die Frau Aebtissin wollte oder nicht wollte, konnte nicht einfach übergangen werden, sondern man mußte mit ihr rechnen. In Schillers Tell sagt ein Ur-Kantönler: Der großen Frau in Zürich bin ich halt verpflichtet.

In den späteren Jahrhunderten waren die Zürcher Frauen ein starkes Element des kulturellen Lebens Zürichs, und das Leben fast aller seiner berühmten Dichter, Künstler, Gelehrten und Staatsmänner ist irgendwie verbunden mit dem Namen einer bedeutenden Frau. Sogar Goethe fand in der klugen und reizvollen Barbara von Schultheß eine anregende Freundin, und was später sich im musikalischen Leben an gebildeten und kunstverständigen Frauen um Rich. Wagner, Liszt u. a. bewegte, beweist, daß die Zürcher Frauen neben ihren in aller Welt berühmten häuslichen Tugenden noch Zeit und Sinn fanden für geistige Interessen.

Im 19. Jahrhundert, als nach der französischen Revolution und der Verkündung der Menschenrechte auch in der Frau das Bewußtsein zu dämmern anfing, daß sie nicht nur ein Menschenwesen zweiter Güte sei, fingen einzelne Frauen auch in der Schweiz an, die allzu engen Fesseln zu lösen. Der Wunsch nach besserer Ausbildung erwachte, das Verlangen nach Studium, nach Beruf, nach freier Entfaltung der geistigen Gaben. Da war es wiederum Zürich, dessen Universität als erste einer Schweizerin, Marie Heim-Vögtlin, die Tore zum medizinischen Studium öffnete, die dadurch unter schweren Kämpfen zur Pionierin unserer heute so selbstverständlichen weiblichen Aerzteschaft, und eine der Mitbegründerinnen der Schweizerischen Pflegerinnenschule wurde. Diese wurde am Kongreß in Genf beschlossen, und als Gründung des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins von Dr. Anna Heer, Frau Oberin Schneider, Frau Corrodi-Stahl u. a. als erster — und bis jetzt einzig gebliebener Spital unter weiblicher Leitung — ins Leben gerufen. Wie sehr sich das schöne Frauenwerk im Lauf der Jahrzehnte — allen schwarzen Prophezeiungen zum Trotz — entwickelt und durchgesetzt hat — davon kann sich heute jedermann selber überzeugen, der Zeit hat, dem schönen Spital mit Schule einen Besuch abzustatten.

Einer Frau verdankt Zürich die Idee und Gründung der alkoholfreien Wirtschaften. Was Frau Susanna Orelli damit für Zürich geschaffen hat, das wissen am besten all die Tausende von Berufstätigen, welche in den gut und freundlich geführten Speisestätten sich ohne Trinkzwang, ohne Alkohol gut und billig verpflegen können. Die alkoholfreien Wirtschaften des Zürcher Frauenvereins sind eine Institution, die später überall Nachahmung und stets die Anerkennung auch fremder Besucher gefunden hat. Sie waren es, die der Eröffnung all der später entstandenen „alkoholfreien" Cafés und Restaurants den Weg gewiesen haben, die dann mit mehr Komfort, gepflegterem Service und teureren Preisen auch ein anspruchsvolleres Publikum an die alkoholfreie Gaststätte gewöhnten.

Eine Gründung, deren Bedeutung und unentbehrliche Arbeit nun schon in zwei Weltkriegen unter Beweis gestellt worden ist, verdankt die Schweiz auch der Tatkraft und Weitsicht einer Zürcherfrau: Soldatenwohl und Volksdienst. Wir alle kennen den Segen, der von da aus in Kriegs- und Friedenszeiten in unser Volk strömt, und wenn die Universität Zürich vor einigen Jahren Frau Else Züblin-Spiller den h. c. verlieh, so tat sie es im Wissen um den großen sozialen und erzieherischen Wert, den diese Institution für unsere Armee und unser werktätiges Volk hat. Aehnlich durfte der neueste weibliche h. c. Zürichs gewertet werden, welcher Fräulein von Meyen-

(Fortsetzung auf Seite 3)

Die persönliche Verantwortung der Frau in der heutigen Staatsgemeinschaft

Dr. Ida Somazzi

I.

Wir leben in einer ernsten, schweren Zeit. Wenn alle Kräfte eingesetzt werden, sie zu bestehen und die großen Aufgaben zu lösen, — oder wenigstens anzupacken, — wird sie als „große Zeit" in der Geschichte stehen und zum Wohl der Menschheit beitragen. Größe aber war und ist immer nur mit „Schweiß, Tränen und Mühsal" zu erringen, durch den ganzen, mutigen Einsatz Einzelner und ganzer Völker. Auch die Trauer, die, wie Gottfried Keller sagte, jeden erfaßt, der über seinen engsten Kreis hinaus sieht, ist als notwendiges Geleit zu akzeptieren, wie auch das Gefühl der Unsicherheit und das daherige Bangen zu tragen sind. Denn entscheidungsschwere Fragen bedrängen uns auf allen Gebieten, im kleinen persönlichen Kreis sowohl wie im größern unseres Volkes und im größten Kreis, der die Welt und das Schicksal der Menschheit umfaßt. Eine neue Welt ist im Werden, eine neue Welt soll und muß werden; sie kündigt sich an mit Erschütterung und Spannung. Wir suchen aufs neue nach zuverlässiger Orientierung. Die altgewohnte, uns vertraute Welt ist gestört, stellenweise zerstört. In der materiellen wie in der geistigen Welt starren uns Trümmer und Not aller Art entgegen und rufen nach Hilfe, nach Neu-Aufbau, nach Gegenwehr. Wie unerschütterbar geglaubte Staaten zusammenbrachen, sind unantastbar geglaubte Normen gebrochen oder besudelt, mißbraucht und entwertet worden; sie müssen mit neuer Kraft wieder erfaßt und als kraftweckende und kräftelenkende Ideen zu neuer Wirksamkeit gestaltet werden. Die alten Ideale von Freiheit, Recht und Menschlichkeit müssen tiefer erfaßt und lebensnäher wirksam gemacht werden. Die neuen Erkenntnisse und Errungenschaften der großartig entwickelten Wissenschaft und Technik erfordern zu ihrer Bewältigung eine vertiefte ethische Kraft und eine stärker diszipliniert Erzogenheit der Menschen.

Die Atmosphäre der Welt muß vom Mißtrauen, Haß und Rache gereinigt werden, so begreiflich sie auch als schauerlich provozierte Reaktionen und so berechtigt sie auch sind als Empörung über all die Verletzung von Freiheit und Recht und Menschlichkeit, über die satanische Entwürdigung des Menschen in der Person des Verbrechers und in der des Opfers.

Die tragischverwickelte und tragischgespannte politische Weltlage erfordert höchste Wachsamkeit,

Michaela

Ein Frauenschicksal

Von Irmgard v. Faber du Faur

Kindheit

Es war ein schöner Bauernhof in Süddeutschland, wo Michaela aufwuchs. Das behäbige Haus lag, von Ställen und Gärten umgeben, auf einem Hügel über dem Dorf. Die ganze Woche war Michaela, unter der Obhut des Bauern und der Bäuerin, die sie auch Vater und Mutter nannte, ein Kind mit den übrigen Kindern. Sie schliefen zusammen, sie spielten zusammen, sie aßen zusammen am Tisch, Vater, Mutter, der Knecht, die Magd und die große Kinderschar; schon mußte Michaela auch mit den anderen in der Dorfschule sitzen. Es war kein Unterschied zwischen ihr und den Kindern, höchstens daß einmal eines zu ihr sagte: Du schwarze Zigeunerin! Denn ihre schwarzen Locken stachen sehr ab von den blonden und braunen Haaren der übrigen Kinder, und sie war wilder und behender als alle.

Aber am Sonntag war alles anders. Am Sonntag kam Michaelas wahre Mutter, die ihr allein gehörte, auf dem Rad angefahren und hob sie hinaus aus dem gewöhnlichen Leben. Michaela gehörte nur noch ihr. Wie sie am Sonntag andere Kleider trug, die am Montag wieder im Kasten hingen, so war sie selber ein anderes Kind. Sogar ihre Sprache war eine andere, denn die Mutter sprach so, wie es die anderen erst in der Schule lernen mußten, aber Michaela mußte es nicht lernen, denn es war die Sprache der Mutter. Die Sonntagssprache der Sonntagsmutter.

Daß die Kinder des Hofes ihre Mutter alle Tage hatten, und sie die ihre nur einmal in der Woche, empfand Michaela nicht als schmerzlich. Denn die Woche mit den Kindern und Vater und Mutter der Kinder, war ja schön und recht. Es hätte gar nicht anders sein sollen. Nur durfte der Sonntag nicht fehlen. Als einmal die Mutter krank gewesen war und nicht hatte kommen können, war der Tag für Michaela unerträglich leer und lang gewesen, sie hatte zum ersten Mal nirgends hingehört, sie war ein fremdes Kind unter den Kindern gewesen, und am folgenden Sonntag hatte sie nicht aufgehört die wieder Erschienene zu fragen: Geht es dir wieder gut? Kommst du am Sonntag sicher?

Die Muter war die ganze Woche in der Stadt und mußte an einer Schreibmaschine sitzen und Briefe in vielen Sprachen schreiben, Briefe an Menschen, die sie nicht kannte, über Sachen, die Michaela und ihre Mutter nicht sehr interessierten. Aber sie mußte es tun, damit sie Geld bekam für Michaela. Sie mußte nicht nur heute ihre Kleider zahlen und noch vieles andere, sie mußte genug bekommen, daß Michaela einmal nicht an einer solchen Maschine sitzen müßte und solche Briefe schreiben, sondern noch viel mehr lernen könnte und einmal, wenn sie groß sein wird, etwas Schönes tun könnte. Darum arbeitete die Mutter die ganze Woche und konnte nur am Sonntag bei ihrem Kinde sein. Daß die anderen Kinder auch noch einen eigenen Vater hatten, fiel Michaela nicht sehr auf. Ihre Mutter war Vater und Mutter zugleich; sie brauchte nicht mehr. Wenn die Kinder manchmal zu ihr sagten: Dein Vater, der Zigeuner, so lachte sie nur und schüttelte ihre schwarzen Haare, ohne weiter darüber nachzudenken.

Aber dann einmal — das war zur Zeit, als sie schon zur Schule ging und mit großem Eifer lernte, was es zu lernen gab — sagte sie ihrer Mutter ein Gedicht auf. Sie hatte es gern gelernt und in der Schule auch schon aufgesagt, aber nun für die Mutter konnte sie es noch ganz anders sagen, auf einmal verstand sie erst selber ganz richtig. Es war von einem Kind, das Heimweh hat, weit fort in der Fremde, und von der Mutter träumt und dadurch wieder Kraft und Mut bekommt. Während Michaela es sagte und es zum ersten Mal wirklich erlebte, mußte sie weinen, und auf einmal weinte die Mutter auch und nahm Michaela in ihre Arme. Das Kind stammelte:

„Nein, nein, ich bin nicht traurig, nur weil es so schön ist!"

Die Mutter erwiderte:

„Das hast du von deinem Vater, er liebte die Gedichte so sehr, er war selber ein Dichter. Wie hätte er dich jetzt lieb, wie hätte er sein Töchterlein lieb!"

Das Kind setzte sich mit einem Ruck auf und fragte:

„Wo ist mein Vater?"

Die Mutter sagte ihr, daß er gestorben sei. Ganz plötzlich. Schon sehr lange. Schon ehe Michaela zur Welt gekommen sei.

„Ich will dir von ihm erzählen. Ich will dir viel, viel von ihm erzählen. Am nächsten Sonntag. Denn siehst du, heute ist es schon spät. Eben will die Sonne untergehen. Wir müssen umkehren. Die gute Mutter wartet schon mit dem Essen. Wir wollen essen und ich lege dich zu Bett. Nächsten Sonntag gehen wir gleich zusammen in den Wald, und dann erzähle ich dir..."

Michaela mußte die ganze Woche an das Versprechen der Mutter denken; sie wartete auf den Sonntag mit so großer Spannung und Ungeduld, wie noch nie. Ihre Mutter und sie hatten zusammen über ein Gedicht geweint. Die Mutter hatte ihr gesagt, daß sie einen Vater hatte, und von ihm wollte sie ihr erzählen.

Und der Sonntag kam nicht und würde niemals mehr kommen. Denn sie wartete auf die Mutter, ja sie lief ihr auf dem Weg entgegen, ohne sie zu treffen. Michaela ging weiter und weiter, die Sonne war schon heiß. Warum kam sie denn nicht? Hatte sie sich heute verspätet, da sie eben so viel zu erzählen hatte? Die Sonne stieg höher. Michaelas Sonntagsschuhe waren ganz weiß vom Staub der Straße geworden. Die Straße zog sich zwischen Wiesen hin. Die Wiesenränder waren grau, die Bäume waren grau vom Staub. Es war erdrückend heiß. Das kleine Mädchen sah immer in die Weite, und wenn die Lenkstange eines Rades in der Sonne aufblitzte, meinte sie, es müsse die Mutter sein, aber es waren fremde Radfahrer, die wie Geister vorüberfauften. Manchmal kam ein Auto und hüllte alles in Staub und in eine Luft, die man nicht atmen konnte. Warum kam die Mutter so lange nicht?

Das kleine Mädchen sank endlich um vor Müdigkeit und enttäuschter Erwartung. Sie wollte die Augen offen behalten, doch sie fielen ihr zu. Die Mutter würde sie ja sicher erkennen, ob sie auch noch so klein da zusammengekauert lag, an ihrem Sonntagskleid und an der Sonntagsschleife im Haar würde sie gewiß ihr Kind erkennen, und an ihrer großen Sehnsucht und Sonntagserwartung.

Und nun war Michaela bei der Mutter angelangt. Michaela war zur Mutter gegangen, nicht wie sonst die Mutter zu ihr, und die Mutter empfing sie mit den Worten:

„Ich war vorausgegangen und erwartete dich. Ich habe lange gewartet. Jetzt bist du bei mir."

„Du hast auf mich gewartet?" fragte erstaunt das Kind. „Gelt, du wußtest, daß ich kommen würde?"

„Ja", antwortete die Mutter, „das wußte ich."

Plötzlich packte sie jemand an der Schulter, aber nicht die Mutter, so fest, daß sie schrie. Die Mutter war verschwunden, es ward Gerd, der älteste der Jungen, er drängte:

Bereitschaft und Anstrengung aller friedenswilligen Kräfte, um ihre Gefahren zu meistern. Die Nachkriegszeit hat uns den erhofften Frieden noch nicht gebracht. Zu viel ist neu zu ordnen nach so vielen Jahren verhängnisvoller totalitärer Politik und eines furchtbaren Krieges, der statt Schwierigkeiten zu lösen, neue vermehrte Schwierigkeiten geschaffen hat, des Krieges, der wie alle Kriege die Macht- und Raubgelüste großgezogen hat. So bestehen zwischen den Staaten der Welt, insbesondere zwischen zwei gewaltigen Mächtegruppen so unvereinbar scheinende Gegensätze und so heftige Spannungen, daß nur durch Aufwendung aller Kräfte ein Ausgleich oder ein Abbau möglich sein wird. Und doch ist nur so ein neuer Weltkrieg zu verhindern. Wohl wird erneut versucht, durch einen zweiten Völkerbund alle friedenswilligen Kräfte zusammenzufassen, um in gemeinsamer Anstrengung den Krieg unmöglich zu machen und im Rahmen einer internationalen Rechtsordnung und durch internationale Zusammenarbeit wie auch durch gegenseitige Hilfe auf allen Gebieten der Kultur einen dauernden Weltfrieden aufzubauen. Aber noch konnte diese Organisation der Vereinten Nationen ihre Kraft nicht entfalten und wirksam erweisen. Und doch ist die Frage des Friedens für die ganze Welt, für die Staaten und Völker, wie für die Einzelnen, für die ganze Menschheit zur überragenden Existenzfrage geworden. Es geht uns alle an, was vor kurzem der amerikanische Staatsmann Wallace gesagt hat: „Wie wir die wichtigste Frage, die des Friedens, lösen, wird darüber bestimmen, ob wir leben werden, und zwar nicht, ob wir in „einer" oder in „zwei Welten" leben, nein, — vielmehr, ob wir überhaupt noch weiter leben werden." Die Entscheidung über Krieg oder Frieden wird auf dem politischen Boden durch die Staatslenker gefällt werden; aber die Fundamente für den Aufbau des Weltfriedens müssen breiter angelegt und tiefer gesichert werden: im Herzen, im Geiste und im verantwortungsbewußten Willen und Handeln von Millionen Menschen. Um dies zu erreichen, müssen die Lebens- und Arbeitsverhältnisse über den ganzen Erdball weg verbessert und, wo sie es noch nicht sind, menschenwürdig gestaltet werden. Dazu ist eine intensivierte Sozial-, Wirtschafts- und Kulturpolitik nötig, durch die möglichst viele Menschen in den Stand gesetzt werden, ihre Arbeit als lebensnotwendige Funktion im Dienste der menschlichen Gemeinschaft zu tun, und sie, wie die Charta der Arbeit des internationalen Arbeitsamtes sagt, nicht als „Ware" anbieten zu müssen, und in vermehrtem Maße muß breiten Kreisen ermöglicht werden, an den Segnungen der Kultur und am geistigen Leben teilzuhaben.

Verschiedene Kriegsursachen

könnten dadurch beseitigt werden, und den kriegslüsternen verantwortlichen Staatsmännern und ihren unverantwortlichen Hintermännern würde so der Wind aus den Segeln genommen, weil es nicht mehr zu allgemeiner Unzufriedenheit aus Existenznot käme, (z. B. durch Arbeitslosigkeit), noch zu politischer Blindheit und ethischer Stumpfheit großer Volkskreise. In dieser Richtung liegen auch die Bemühungen um eine wahre, eine realistische Demokratie und um die Schaffung wahrer Volksgemeinschaft. Alle diese Aufgaben sind groß und schwer, und die sie bekämpfenden Gegenkräfte sind mächtig. Der Geist der Gewalt und der Geist der totalitären Staatsidee sind nicht tot. Die Bemühungen der demokratisch-, sozial- und human-denkenden Männer bedürfen der Unterstützung durch gleichgesinnte Frauen. Ohne die Mitarbeit der Frauen ist weder der Frieden aufzubauen noch die soziale, die wirtschaftliche, die kulturelle Aufgabe zu lösen; noch ist wirkliche Demokratie und Volksgemeinschaft möglich. Vor 20 Jahren schon rief der große französische Staatsmann Briand den Parlamentariern zu: „Glaubt nicht, daß ihr den Frieden sichern könnt, wenn ihr nicht die Frauen des Volkes, die Mütter, für die Sache des Friedens gewinnt." Staatsmänner einst besetzter Länder und Führer der Widerstandsbewegung gestehen, daß sie ohne die wunderbar tapfere und opferfähige Vaterlands- und Freiheitsliebe der Frauen kaum zum Ziele gekommen wären. Wo es um den Menschen und das Menschliche geht, betrifft jede Bemühung auch Frauen, und die Frauen vermögen aus einem reichen Schatz an Kräften und Erfahrung einen notwendigen Beitrag zu leisten. Und nun geht es letzten Endes in all dem Ringen für den Frieden, für Wirtschaft, Demokratie, Gemeinschaft und Kultur um einen Schritt weiter in der Befreiung des Menschen; es geht um die von Pestalozzi ersehnte Vermenschlichung des Staates, indem das väterliche Element durch das mütterliche ergänzt wird, es geht um die Mobilisierung aller sozial und sittlich-human Gesinnten, es geht um vermehrte Humanität. Diese aber ist die Aufgabe aller für alle. Hier mitzuarbeiten, sind alle Gutgesinnten berufen, Männer und Frauen, alle, die ein Ohr haben, Aufgaben rufen zu hören, und die bereit sind, ihre Antwort zu geben, gedrängt durch ihre persönliche Verantwortungsbewußtheit.

Was ist diese persönliche Verantwortung?

Weshalb wird allenthalben nach ihr verlangt wie nach einer Heilkraft? Nicht ohne Grund. Es handelt sich um eine zentrale schöpferische Kraft der menschlichen Seele, dieser geheimnisvoll wirksamen Quelle geistiger Energien, die wir als Kräfte verschiedener Art unterscheiden und benennen. In diesem lebendigen Kräftespiel kommt der Verantwortungskraft eine gestaltende, lenkende, eine bindende und ordnende Funktion zu, und wenn sie die Lebensenergien auf höchste Werte zu lenken vermag, wird sie zu einer entscheidenden Kraft für die Höherentwicklung und Veredlung des Menschen. Zur Verantwortung fähig ist allein der Mensch; ihr Ausmaß, ihre Verwandlungskraft und die Qualität ihres Zieles verraten den ethischen Gehalt eines Menschen und bestimmen sowohl seine Persönlichkeit als seine Auswirkung auf die Umwelt. Es ist ein schlimmes Urteil, wenn von einem Menschen mit Grund gesagt werden muß: er kennt keine Verantwortung, er geht mit Menschen und Dingen, mit der Wahrheit, mit seinen Kräften, mit seinen Rechten und Pflichten, mit seinem Leben und Tun verantwortungslos um. Dann ist es, als fehlte der Mittelpunkt, der ruhende Pol; es ist kein Verlaß auf ihn, und das Vertrauenwollen findet keinen Anhaltspunkt in ihm. Verantwortung anzuerkennen, setzt Einsicht und Urteilskraft voraus, verlangt also Intelligenz, aber nicht nur die des Verstandes, sondern auch die des Gewissens, das uns sagt, was gut, was böse, was recht, was unrecht, was wahr, was unwahr ist. Wenn wir uns darnach richten, fällen wir einen Entscheid und beweisen und erfahren dadurch unsere Freiheit, die, nach Kant, Selbstbestimmung ist. Eine Verantwortung anzuerkennen oder zu übernehmen, setzt Mut voraus, den Mut, etwas zu leisten, für etwas sich einzusetzen, die Folgen zu tragen, Rechenschaft abzulegen und sich zu seinem Tun und Lassen zu bekennen. Verantwortungsbereitschaft ist nur möglich bei einem durch Erfahrung gewonnenen Selbstvertrauen. Zugleich wird dieses wie auch das wahre, richtige Selbstgefühl durch geleistete Verantwortung gestärkt. Verantwortungsbewußtheit diszipliniert uns; sie zwingt uns, über das Nächste, über den kurzen Augenblick hinaus zu sehen und zu bedenken, was werden wird, was werden könnte; sie bringt uns zu vermehrter Kraftanstrengung und stärkt unsern Willen. Einem Kinde eine seiner jungen Kraft angepaßte Verantwortung für eine Arbeit, für eine Pflanze oder für ein Tier, oder gar für ein anderes Kind zu übertragen, ist eines der stärksten und besten Erziehungsmittel. Unter dem Einfluß einer großen Verantwortung kann ein Mensch sich völlig ändern, wie sonst nur unter dem Einfluß der Liebe.

Kochfett Tola
immer noch trustfrei,
immer noch
schweizerisch

Clara Büttiker,

die Gründerin und Redaktorin des Schweizer Frauenkalenders, wird am 27. September 60 Jahre alt.

Ein junges Mädchen, das früh die Mutter verloren und eine stille Kindheit verlebt hatte, die Tochter des vielbeschäftigten Oltener Stadtschreibers Eduard Büttiker, war eben von einem Aufenthalt an der Ecole des Beaux Arts in Neuchâtel nach Hause zurückgekehrt. Es war vor Weihnachten. Clara Büttiker suchte in einer Buchhandlung nach einem Kalender, doch — was sie wünschte, ein gediegenes Werk, das den Stempel der Eigenartigkeit getragen und zudem hohen literarischen und künstlerischen Wert besessen hätte, fand sie nicht. Während einer Zeit winterlichen Kranksein reifte in der klugen und ernsthaften Zwanzigjährigen der Gedanke, selbst einen Kalender herauszugeben. Es war ihr darum zu tun, die schriftstellerisch und künstlerisch tätigen Frauen zur Mitarbeit zu gewinnen. So würden sie auch der Oeffentlichkeit, in der sie sich damals noch mit rechter Schüchternheit bewegten, bekannter und dabei in ihrem Schaffen ermutigt und unterstützt werden. Mit einem herzerfreuenden Enthusiasmus machte sich die jugendliche Idealistin, die zudem mit der Gabe zäher Ausdauer und einer guten Dosis starken Willens bedacht war, ans Werk. Sie war Redaktorin, Herausgeberin und Betreuerin der Inseraten-Acquisition in einer Person. Sie schreckte vor keinen Schwierigkeiten zurück und nahm jedes Risiko in Kauf. Wohl mußte sie zuerst den Rahmen suchen, die Richtung erfassen und zur kraftvollen Linie ziehen, in die hinein, um die herum der sorgfältig zusammengestellte Inhalt sich fügte. Bald besaß dann aber in der Tat die schweizerische Frauenwelt ihren alljährlich erscheinenden Kalender, der 1944 mit dem „Jahrbuch der Schweizerfrauen" verquickt wurde und der demnächst wieder, in seinem 37. Jahrgang, auf den Büchermarkt gelangen wird, von vielen mit Spannung erwartet und freudig begrüßt.

Clara Büttiker ist unter den schweizerischen Redaktorinnen, soviel wir wissen, die einzige „Kalenderfrau". Als der Frauenkalender 1935 zum 25. Male schöngewandet in Gold und Blau, erschien, war es keine Geringere als die unvergeßliche Dichterin Maria Waser, die sowohl dem Buch, wie seiner Gründerin und Betreuerin herzvolle liebe Worte der Anerkennung und des Dankes, des kollegial verständnisvollen Zuspruchs widmete. Wir finden Namen wie Isabelle Kaiser, Maja Matthey, Johanna Siebel, Lisa Wenger in jenen ersten Jahrgängen; wir betrachten Gemälde-Reproduktionen der Malerinnen Ottilie W. Roederstein, Clara von Rappard, Esther Cunz, Gertrud Escher, Esther Mengold, Emmy Fenner und andere, der Stilpioriu Ida Schaer-Krause, wir lassen eine ganze Reihe damals zeitgenössischer Redaktorinnen Revue passieren und vertiefen uns gerne in den Anblick über Porträts; wir lesen mit Interesse die Aufsätze über Frauenbestrebungen auf manchem Gebiet der Erziehung, der Fürsorge, des Kampfes um die politische Gleichberechtigung, und wir werden uns dabei bewußt, daß der Schweizer Frauenkalender durch all die Jahrzehnte hindurch auf seine Art und Weise wacker mitgeholfen hat, die Frau zu bilden, vor allem: sie im Vertrauen in sich selbst und in ihr Können zu stärken.

Als Clara Büttiker im Jahre 1921 nach einer Grippe in Davos einen Erholungsaufenthalt machte, beschloß sie, dort oben — zusammen mit ihrer langjährigen getreuen Freundin und Mitarbeiterin Emmy Laub — Wohnsitz zu nehmen. Neben ihrer Redaktions- und schriftstellerischen Tätigkeit (ein Roman, Erzählungen, Kurzgeschichten, Artikel, sowie Gedichte, von denen der Sänger und Komponist Willy Rössel mehrere vertonte) betrieb Clara Büttiker in Davos-Dorf bis zum Jahre 1944 eine Papeterie und Buchhandlung. Ein Augenleiden, das der emsigen, liebenswürdigen und humorvollen Kalenderfrau je und je zu schaffen machte, zwang sie, ärztlichem Rate folgend, das Tiefland aufzusuchen, sodaß sie jetzt wieder in ihrer Vaterstadt Olten lebt, mit unverminderter innerer Freude und Frische die Redaktion des Frauenkalenders besorgend und an verschiedenen schweizerischen Zeitungen als gern gelesene Verfasserin kleiner Geschichten und Artikel mitarbeitend.

Von Herzen wünschen wir der Jubilarin weiterhin viel gute und frohe Kraft für ihre Arbeit. Für das, was sie uns durch all die Jahre hindurch gegeben, sagen wir ihr unseren herzlichsten Dank.

Betty Wehrli-Knobel

Politisches und Anderes

Ein neues Schulgesetz

wird demnächst vor das Stimmvolk von Baselland kommen. Jeder Stimmberechtigte bekam ein „blaues Büchlein", das neue Gesetz, zum Studium zugestellt. Von zweckmäßigem Ausbau der Kindergärten, der Hilfsklassen für Schwachbegabte, von event. Französischunterricht an der Primarschule, vom Obligatorium der hauswirtschaftlichen Fortbildungsschule ist da die Rede ... natürlich lauter „Männerfragen", die gewiß jeden 20-jährigen Handlanger, nicht aber die Mütter interessieren, denen eine Stellungnahme zum Gesetz vorenthalten ist! So wirkt sich die Verwerfung des Frauenstimmrechts aus, das die Baselländer Männer diesen Sommer zuwege brachten.

Friedensorganisationen

aus aller Welt haben ihre Vertreter zu einer Tagung nach Genf entsandt; auch die Europa-Union tagte gleichzeitig und schließlich vereinte am Wochenende der „Schweizer Friedensrat", die Aktionsgemeinschaft der Friedensvereinigungen der Schweiz, unter dem Präsidium der Herren Prof. Boissier und Oltramare, die schweizerischen Delegierten in Bern. Es wurde angeregt, die Schweiz möge der „Uno" zivile Hilfskräfte mit der nötigen Ausrüstung für Katastrophenhilfe zur Verfügung stellen; Militärgegner aus Gewissensgründen sollten Zivildienst leisten können; das geltende Waffenausfuhrverbot sollte um ein Jahr verlängert, eventuell das ganze Kriegsmaterialregime im Sinne der Verstaatlichung revidiert werden.

Weltsolidarität

Es ist zwar ein zu großes Wort dafür, daß drei Schiffe mit Weizen, deren je eines für Norwegen, die „Unrra" und die Schweiz bestimmt waren, nach Indien umgeleitet worden sind, um der dortigen Hungersnot zu steuern.

Zwei gelehrte Glarnerinnen

In Glarus feierte vor kurzem Dr. Frieda Gallati ihren 70. Geburtstag. Ihre Forschungen und Veröffentlichungen betreffen historisches Gebiet. Frau Dr. Gallati, die seit Jahrzehnten als Anhängerin der Frauenstimmrechtsbewegung für uns keine Unbekannte ist, sei nachträglich auch an diesem Platze herzliche Gratulation entboten.

In Schwanden starb Frau Ida Tschudi-Schimperlin, die durch verschiedene Arbeiten auf dem Gebiete der Heraldik bekannt geworden ist, so zum Beispiel durch ihre Arbeiten im heraldischen Teil des „Wappenbuches des Landes Glarus" (1937), das zum wichtigen Handbuch geworden ist.

Ein ehrenvoller Ruf

Der Physikerin Lise Meitner, die 1938 als Flüchtling aus Deutschland nach Schweden kam und die seither am Forschungsinstitut für Physik der Akademie der Wissenschaften in Stockholm Forschungsarbeiten durchführte, ist ein eigener Lehrstuhl für Kernphysik errichtet worden. Prof. Lise Meitner ist ursprünglich österreichischer Abstammung.

Von der russischen Aerztin

„Es kam dem Lande zu gute", schrieb vor kurzem ein Berichterstatter über Rußland, „daß eine erhebliche Anzahl Frauen Medizin studiert hatte. So konnte der chirurgische Dienst während des Krieges besser bewältigt werden. Hinter der Front von Stalingrad wurde Tag und Nacht in ca. 50 Spitälern operiert. Dort arbeiteten 600 Aerzte, die aus ganz Rußland zusammengezogen worden waren. Die Leiterin dieses Aerztecorps war die Oberstin Valentine Gronoshaya, welche die schwersten Fälle persönlich übernahm. Sie ist in der Gegend von Kiew als beste Chirurgie-Professorin bekannt und arbeitet jetzt wieder in ihrer Heimat". Daß im allgemeinen Geburten und Kinderpflege ganz in den Händen weiblicher Aerzte liegen, ist für uns nicht uninteressant.

Und Chocolade?

In der nächsten Session der Bundesversammlung werden wir vielleicht eine Chocolade-Diskussion erleben. Zwei sozialistische Nationalräte haben Anfragen an den Bundesrat gerichtet: „Warum wurde trotz der schlechten Marktlage die Rationierung aufgehoben? Sind die Behörden bereit, dieselbe wieder einzuführen?" fragt der eine. Auch der andere kommt zur gleichen Fragestellung, „denn die Geschäftsleute und ihr Personal sind gezwungen, mit Notlügen und anderen Tricks ihre Kunden abzuweisen." Uns allen wäre wohlgedient, dank der neuerlichen Rationierung, wieder von Zeit zu Zeit ein Täfelchen Choci zu Gesicht zu bekommen.

„Du sollst schnell kommen! Die Mutter muß mit dir in die Stadt fahren."

Er nahm das kleine Mädchen an der Hand und zog sie mit. Sie gingen in einem Staubbach. Es war schwer zu atmen. Michaela war noch gar nicht recht zu sich gekommen. Sie mußte den Traum und die Wirklichkeit auseinanderwirren. Jäh blieb sie stehen, und da der große Junge sie weiterziehen wollte, und mit seiner kräftigen Hand ihr Handgelenk umklammerte, daß es schmerzte, stampfte sie mit dem Fuß auf und rief:

„Aber meine Mutter kommt ja von dort!" — Sie kehrte um und Tränen stürzten aus ihren Augen, sie wußte nicht warum.

„Komm!" rief Gerd, und seine Stimme klang ganz rauh „du sollst ja eben zu deiner Mutter fahren."

Jetzt folgte sie ihm wie im Traum. Zuhause war die Bäuerin im feierlich schwarzen Abendmahlskleide und empfing sie:

„Der Zug fährt gleich. Komm, Michaele!" — und dann saßen sie im Zug einander gegenüber. Die Frau sagte nichts. Das Kind sagte nichts. Auf einmal rollten Michaela wieder Tränen über die Wangen. Die Frau sah es erschrocken.

„Hat Gerd es dir doch schon gesagt? Armes, armes Kind! Sie war eine so liebe Mutter!"

Dieses und noch anderes mehr sagte die Frau, aus dem Michaele allmählich verstand, daß sie keine Mutter mehr haben sollte. Den Schluß der Fahrt saß sie tränenlos und steif auf der Holzbank. Ihr Gesicht war schneeweiß geworden. Die Frau streichelte die armen kleinen ineinander gekrampften Hände. Sie mußte Michaela nach dem Aussteigen führen, so schwankte das Kind.

Im Krankenhaus wurden sie von Schwestern, die unter großen weißen Taubenflügeln wie Engel durch lange Gänge hinschwebten, in ein kleines Zimmer geleitet. Auf dem Bett lag eine reglose Gestalt, die um und um in weiße Binden gewickelt war, der Leib wie die Glieder und das Gesicht. Die Engel behaupteten, es sei die Mutter, und nun waren sie keine Engel mehr. Sie habe keine Schmerzen gehabt, es sei zu schnell gegangen. Der Zusammenprall des Autos mit dem Rad sei zu heftig gewesen. Das Rad sei in Trümmer gegangen, und das Auto sehr beschädigt. Der Führer liege auch hier im Krankenhaus, übel zugerichtet. Michaela brach in lautes Weinen aus.

„Aber ich will doch meine Mutter sehen!" rie sie immer wieder. Doch die Schwestern mit den weißen Flügeln auf dem Kopf, erklärten ihr sanft und bestimmt, es ginge nicht, sie könnte sie nicht mehr erkennen. Hier sei sie, unter diesen weißen Tüchern sei das liebe Gesicht, seien die lieben Hände ganz entfeilt. Sie beteten über dem Kind und seiner Mutter, bis es müder wurde und sein Schmerz sich nicht mehr so erschreckend wild äußerte. Michaela sträubte sich, das Bett der toten Mutter zu verlassen, sie meinte, auf einmal werde sie sich aufrichten, und ihr Gesich von den Binden befreien und Michaela erstaunt fragen, warum sie denn so sehr weine? Aber die Gestalt blieb weiß und reglos, und ohne, daß sie wußte, wie es geschehen war, stand Michaela mit der Bäuerin im schwarzen Abendmahlskleid auf der Straße.

Die gute Frau wollte ihr etwas zu essen aufdrängen, doch Michaela konnte nicht schlucken, nur ein Glas Wasser trank sie gierig leer. Ihre Hände waren eiskalt in der drückenden Schwüle der Luft. Sie fuhren zurück. Das Kind schauerte vor Kälte. Das Gesicht war ganz fahl. Die Zähne schlugen aufeinander. Die Frau hielt es umschlungen, sie führte es heim. Sie legte es zu Bett. Sie pflegte es in langen Krankheitswochen. Michaela weinte tage- und nächtelang. Die Mutter dachte oft, jetzt könne doch keine Träne mehr da sein, doch sie flossen immer von neuem. Ein Schatten legte sich über die sonst so fröhliche Kinderschar, der nie mehr ganz weichen sollte.

Denn als Michaela wieder aufgestanden war und wieder ein Kind unter den Kindern wurde, doch lang aufgeschossen und schmal und mehr als sonst zum Weinen geneigt, ging die Trommel durch das Dorf:

„Krieg! Krieg!"

Es klang fremd und hart. Niemand wußte recht, was es bedeute. Die Männer fuhren fort. Erst nur die Jungen. Bald auch die Väter. Auch der Vater der Kinder wurde gerufen. Die Kinder mußten schaffen wie noch nie. Die fröhliche Jugendzeit war vorbei. Sorge und Not kamen zu Gast.

Die Todesnachrichten aus dem Feld flogen ins Dorf. Wenn nur den Mann nichts trifft! Wenn nur den Vater nichts trifft! Gebete brannten in allen Herzen.

Michaela half mit, wo sie konnte und wie sie konnte, und fühlte doch, daß sie nicht ganz dabei war. Seit dem Tod ihrer Mutter war eine merkwürdige Verwandlung mit ihr geschehen. Wenn sie früher am Sonntag, am Tag der Mutter, aus dem Leben der Woche herausgehoben war, so verwandelten sich allmählich alle Tage zu heimlichen Sonntagen. Es war etwas in ihr lebendig geworden, das trug sie die ganze Woche über dem Leben der anderen hin. Sie wußte selbst nicht, was es war. Manchmal hatte sie das Gefühl, nicht auf dem Erdboden zu gehen, wie die anderen Menschen, sondern zu schweben. Sie gab sich unendliche Mühe, es zu verbergen. Sie verbiß sich in die Arbeit, die sie mit den anderen gemeinsam verrichtete, Arbeit, die die Hände schmutzig und die Haut rauh machte. Sie liebte die Arbeit. Sie liebte alle Arbeit. Die Arbeit band sie fest. Sie fühlte, sie mußte festgebunden werden.

(Fortsetzung folgt.)

Bettag am Thunersee

Ein freundliches Geschick führt mich sozusagen jedes Jahr im September für meine langersehnten und wohlverdienten Ferien an den Thunersee. Und da die weisen Herren der Tagsatzung 1832 verfügt hatten, daß fortan immer der dritte Sonntag im „Herbstmonat" als Eidgenössischer Dank-, Buß- und Bettag gefeiert und würdig begangen werden solle, in allen Kantonen und ohne Unterschied der Konfessionen, so trifft nun eben dieser Bettag, der seit anno dazumal ohne Unterbruch oder „Abänderungsantrag" weiter besteht eben in die gottselige Zeit meiner Thunersee-Ferien.

Wer den Thunersee kennt, weiß, daß er einer der lieblichsten Seen ist in der Schweiz, weil er durch seine Lage und sein Klima fast alles vereinigt, was das Herz sich wünschen kann: Die hohen Gipfel unserer ewigen Schneeberge, das breite Massiv der Blümlisalp, davor die sanften Linien der Vorberge, die charakteristische Form eines Stockhorns, eines Riesen, der in gewissen dämmerigen Abendbeleuchtungen vom oberen See her der Landschaft mit seinen geruhsamen, kühlen Linien fast eine japanische Stimmung geben kann. Dann die grünen Höhen über Thun, Sigriswil und der schroff abfallende Beatenberg, der vom heiligen Beatus den Namen haben soll, und dessen tiefe, geheimnisvolle Höhlen das Entzücken aller jugendlichen „Schulreisler" und natürlich auch älterer, geologiekundiger Besucher sind. Und zu all den Firnen, Bergen und Höhen kommt aareabwärts ein Aus- und Weitblick bis tief hinein in den Westen, wo man an klaren Abenden oft sogar eine feine Juralinie am fernen Horizont erblickt, wodurch diesem ausgesprochenen Bergsee sein größter Reiz, ein Gefühl der Weite, des Nicht-beengtseins gegeben wird.

Wer müde ist, zappelig, nervös (wie der schöne Ausdruck heißt!) und dadurch oft häßig und für seine

Wir suchen eine neue Grundhaltung für den Frieden

Der Untergang der bisherigen sozialen Ordnung äußerte sich in schauerlicher und totaler Weise durch den Krieg. Man sagt, der Konkurrenzkampf der Großmächte habe ihn heraufbeschworen. Und schon steht das energiegeladene Wort Groß-Macht vor uns. Macht läßt uns nicht nur an Staaten denken, sondern auch an die vielen inneren Mächte von Parteien, Reichen und Armen, Gebildeten und Ungebildeten, Starken und Schwachen in irgendwelchen Fähigkeiten oder Möglichkeiten, an die ganze bestehende und, zwar sich ändernde, aber nie flach werdende Stufenleiter der sozialen Unterschiede. So besteht eine große Menge von Machtpositionen. Sehr verschiedene Anzahl von Menschen schafft sich eine solche. Ein Einzelner kann eine Macht bedeuten, politisch oder wirtschaftlich, eine kleinere oder größere Gruppe kann sich zusammenschließen. Je weniger selbständig ein Mensch ist, einer umso größeren Gruppe scheint er sich anzuschließen. Die Unselbständigsten gehen ein in die größte Gruppe, genannt Masse. Die Masse ist durch ihre Größe die stärkste Kraft. Sie läßt sich mehr durch agitative Suggestion leiten als durch Vernunft. Sie kann zum Zerstörer des eigenen Volksganzen werden. Es ist eine Tatsache, daß „Masse gemein macht". Jeder redet oder handelt als Teil der Masse anders, als er es als Einzelmensch täte, nämlich primitiver und ungeistiger. Wenn nun die Gegenwart auch bei uns Lageerschwerungen gebracht hat, so wirken diese auf die Masse wie ein rotes Tuch, weil sie mangels Fähigkeit zur Ueberlegung durch unangenehme Ereignisse nur gereizt wird, selbst aber keine Abhilfe weiß. Sie sucht dann leicht die Schuld am Unerwünschten bei denen, die nicht zur Masse gehören und es anscheinend besser haben. Wenn Abhilfe nicht in Aussicht steht, wird das Mißtrauen gegen die als verantwortlich Empfundenen immer größer und kann leicht überborden.

Nützt das Rebellieren?

Höchstens wechselt Macht und Geld den Besitzer und zerfließt in der Hand des Untüchtigen rasch. Nur schon weil diese Art Weg der sozialen Unruhen im Grund genommen resultatlos ist, ist sie falsch. Zum andern aber ist sie falsch, weil sie aus dem Grundsatz der Macht stammt. Denn „Macht in dieser Welt ist an sich böse", wie Jak. Burckhardt sagt, und wie die Katastrophenzeiten zur Genüge beweisen.

Der Einzelne ist scheinbar nicht so sehr auf Macht eingestellt als auf die Einsicht in seine bürgerlichen Rechte und Pflichten. Das klingt wohl schön. Man weiß aber gut, daß die meisten Leute für sich selbst mehr vom Recht halten als von der Pflicht, und lächelt darüber. Doch was belächelt wird, ist die verkappte Ausübung von Macht. „So viel will ich tun oder haben, das andere geht mich nichts an", ist eine bekannte Parole. Sie denkt keineswegs mitmenschlich, sondern egoistisch. Sie wirkt trennend, d. h. asozial. So entstehen viele Iche, die zusammenprallen, statt zusammenarbeiten; die stören, statt helfen; die Spannung bringen statt Gemeinschaft.

Das Ideal des Christentums ist die Nächstenliebe, und diese gedeiht auf dem Boden derjenigen Haltung, die in der Liebe zu Gott vom eigenen Willen weg sich unter den Willen Gottes stellt. Um diese Haltung einzunehmen und zu erfüllen, braucht es einen Lehrgang, oder besser, ein Hineinwachsen. Was da verlangt ist, kann man nicht selbstverständlich und durch einmaligen Entschluß leisten. Die erste Stufe kann bedeuten, daß man trennen lernen muß zwischen seinen eigenen Belangen und denjenigen des Mitmenschen. Man muß fragen lernen, wo der Lebenskreis des andern anfängt, und ob er nicht zu sehr überschritten wird von der eigenen Sphäre. Das ist nicht ganz leicht, denn einerseits soll man zu niemandes Schaden sein, also seinen Kreis nicht tangieren dort, wo man ihm zu nahe kommen könnte; und andererseits soll man dem andern aktiv beistehen, also ihm doch möglichst nahe sein. Wenn man auf diese Weise abzuwägen beginnt, wird man Pflichten sehen, im Geben und Nehmen, im Tun oder auch nur im Bereitsein mit der angebotenen Hand, und damit übernimmt man Verantwortung.

Verantwortung

ist ein völlig neues Prinzip gegenüber demjenigen der Macht. Es fängt ganz unscheinbar an. Z. B. ein Schüler gelangt zu dem Punkt, wo er merkt, daß er ja schließlich nicht nur lernen muß, weil der Lehrer es befohlen hat, sondern weil es für ihn selbst ist, ein Steinchen an seinem Bildungsmosaik, eine Konzentrationsübung für sein Denkvermögen, eine Notwendigkeit für seine eigene Entwicklung. Mit dieser Einsicht übernimmt er Verantwortung sich selbst gegenüber. Noch wirkt sich nichts aus nach außen, zum Mitmenschen hin. Aber der Anfang steht immer beim Einzelnen und verlangt in diesem Fall den Willen zum Denkenlernen, zum sich Rechenschaft geben. Mit aktiver Klarheit stellt man sich unter einen höheren Willen und nimmt Einsicht in höhere Zusammenhänge.

Das Wort Verantwortung bedeutet Antwortgeben. Man gibt dem Schöpfer Antwort, auch wenn man vielleicht glaubt, einem nur menschlichen Vorbild oder Ideal oder einer Pflicht nachzueifern. Wenn ein Vorbild oder eine Pflicht solchen Ansporn zu geben vermag, so muß in diesem eine höhere Kraft wirken. Man möge es das Uebergeordnete im Menschen oder in der Sozietät, man möge es den Vater im Himmel oder „Christus in mir" nennen, oder es gar nicht benennen, so ist doch das Leben aus dem Prinzip der Verantwortung grundchristlich. Uebertragen auf das tägliche Leben müßte also der Mensch lernen, im Denken, Reden und Handeln verantwortungsbewußt zu werden im Umgang mit den Dingen, den Mitmenschen und sich selbst. Er müßte in allen Seienden ein Gottgeschaffenes und in allem ihn Berührenden ein Gottgegebenes, ein Anvertrautes sehen. Die Mitmenschen werden damit zu Wesen, denen man etwas schuldet, Rücksicht, Sorgfalt, Anerkennung. Anerkennung schuldet man in dieser Weise nicht nur dem, der einem nützt oder imponiert, sondern jedermann, einfach deshalb, weil er so wie er ist, ein Geschöpf Gottes ist.

Ja-Sagen zum So-Sein

jedoch ist der Grundstein zur Liebe. Verantwortung allein ist Verpflichtung und ist trocken und bedrückend. Wo aber Liebe wach wird, entsteht eine neue Welt. Da erwacht ein Glanz, eine lebendige Beziehung, ein organisches Leben, ein völlig anderes Leben. Wo ein Mensch an seinem Mitmenschen zuerst die Fähigkeiten zum Guten erkennt, und die Unvollkommenheit, die jeder hat, im Licht der Bejahung des ganzen Menschen mit in den Kauf nimmt, gibt es ein gegenseitiges Vertrauensverhältnis, das im Bereich des Machtprinzips niemals möglich ist.

Aehnliches wäre vom Verhältnis zu den Dingen zu sagen, das nur für den leichter ist, der nicht an ihnen hängt. Viele glauben sich frei von Besitzerstolz oder gar Habgier. Und doch ist das Hochgefühl, ein eigenes Haus, viel, oder auch nur genügend Geld, schöne Kleider oder sonst etwas, worauf das Herz hängt, zu besitzen, gar oft ein Machtgefühl. Wird gar der Besitz mit dem persönlichen Eigenwert verquickt oder verwechselt, so ist nicht nur das Verhältnis zu den Dingen falsch, sondern eine gesunde Beziehung zu den Mitmenschen, in welcher es um Persönlichkeitswerte geht, von vornherein verunmöglicht. Wieviel Einsamkeit ergibt sich doch daraus in dem lauten Treiben der Menschen-Vielzahl. Etwas sein Eigen zu nennen und sich daran zu freuen, weil es einem anvertraut ist, vielleicht auch, weil es an sich schön und wertvoll ist, kann das nicht beglückender sein als stolzes, aber einsames Besitzen? Geiz macht einsam, weil er das Ich betont und das Du wegstößt.

Zu sich selbst die rechte Sicht zu gewinnen, ist das schwerste. Es ist nicht selbstverständlich, daß man mit sich selbst richtig umgeht. Wenn der Körper zu übermäßigen Leistungen in Arbeit oder Sport gezwungen, oder auch völlig verweichlicht wird, so reklamiert er spürbar und verlangt sein Recht. Was aber in seelischen Belangen gewurstelt wird, ist nicht sofort ersichtlich, wird jedoch zur Ursache unendlich vieler Spannungen und Probleme, die sich nur komplizieren, wenn die Einsicht nicht an der rechten Stelle einsetzt. Verantwortung sich selbst gegenüber heißt z. B., daß man seine Stärken und Schwächen ins Auge faßt. Nicht alles, was man kann, tut man gern, und nicht alles, was man gern tut, kann man. Es gibt angeborene und angewöhnte Eigenschaften. Erst wenn man sie unterscheidet, setzt man sie richtig ein. Fehler sieht man vortrefflich am Mitmenschen. Daß aber der Splitter in des Nächsten Auge vom gleichen Holz ist wie der eigene Balken, daß nämlich jedem die eigenen Fehler an den Mitmenschen am sichtbarsten sind, wird ungern erkannt. Just hier kommt es auf die Liebe an. „Gerade so wie du bist, will ich dich liebhaben. Denn ich mit meinen größeren Fehlern bedarf auch deiner Liebe". Auch der eigenen Liebe bedarf man, des Verständnisses dafür, daß man eine Schattenseite hat, die man nicht nur wie ein strenger Richter verurteilt, sondern die man zu heben versucht wie ein zurückgebliebenes Kind.

Helfen, heilen, binden sind Frauenaufgaben. Ueberall da, wo Macht abgebaut wird, und verantwortungsvolle Liebe zu gedeihen beginnt, wird für den Frieden gelebt. Möge die Liebe zur Grundhaltung werden, die der Welt eine neue Blütezeit bringt. — Gertrud Sturzenegger-Notz

„Ich bin verreist" . . .

. . . ja, wirklich und wahrhaftig verreist!" Dieses zuversichtliche Wortspiel saß personifiziert als hübsche, junge Dame mir gegenüber im Eisenbahncoupé, als ich irgendwann irgendwohin fuhr. Nicht in derselben Voraussetzung wie mein Gegenüber.

Es war ein ganz entzückendes, quicklebendiges, junges Ding. Gut angezogen vom Kopf bis zum Schuh, diesmal nicht auf „Liebe eingestellt", sondern auf eine Ferienreise! — Ich dachte unwillkürlich an ein altes französisches Sprichwort, das meine liebe Großmamma, eine Pariserin von Geburt, uns jungen Mädchen gerne zitierte: „bien coiffée, bien gantée, bien chaussée", das sollte jedes junge Mädchen und jede Frau überhaupt sein, die gut aussehen will. —

Das Mädchen, das mir gegenübersaß und in die Ferien reiste, knüpfte seinen tadellos saubern Handschuh zu, strich den Reisemantel glatt und nistete sich behaglich in die Wagenecke, schaute fröhlich, beinahe herausfordernd in die Runde der Mitreisenden. „Ja, guckt mich nur an, ich bin verreist; jetzt will ich nur kennen, wen ich will, und begegnen will ich niemandem, der mich in den grauen Alltag, den ich soeben verlassen habe, zurückversetzt. Ich habe wirklich und wahrhaftig Urlaub genommen von zu Hause, von der Arbeit und von mir selbst." Dieses glückhafte Gesicht, diese siegreiche Miene. — „Ich habe Ferien! Wohin ich fahre? Wen kümmert das? Die Welt ist groß und überall schön, wo es Luft, Wasser und frisches Grün hat!" So erwartungsvoll habe ich schon lange keine Augen durchs Wagenfenster schauen gesehen.

Von einer plötzlichen Eingebung gefolgt, entnahm sie einem Koffer eine zusammengeschrumpfte Ballhülle — und wahrhaftig, ich traue meinen Augen kaum. Sie nimmt die etwas stadtbleichen Wangen voll Luft und bläst die Hülle auf, prall und fest und lacht mich an: „Man muß doch wissen, ob der Ball nicht irgendwo Luft durchläßt, wenn man damit ins Wasser will, ist es zu spät — das war das einzige, was ich zu Hause noch vergessen habe zu tun." — Und wie herausfordernd, farbenfroh leuchtete der pralle Wasserball auf der jungen Dame Schoß! Es war der fröhlichste und anziehendste Lichtpunkt im nüchternen Eisenbahnwagen, der Wasserball und dahinter das junge, hübsche Mädchengesicht! Zischend entfloh die Luft durch das geöffnete Ventil, und die frohe Farbenherrlichkeit fiel in sich zusammen. —

Ich wurde neugierig und frug: „Wohin geht's denn in die Ferien?" — „Jetzt aber werden Sie lachen", erwiderte sie, „ich weiß es wahrhaftig selber noch nicht. Ich möchte ein bißchen Hazard spielen. Ich habe mich eingerichtet für die Berge, für den See, für die Stadt! Ich liebe die Welt überall. Ich habe mir etwas Lustiges ausgedacht. Jetzt fahre ich in unsere Metropole, dort gehe ich in das Verkehrsbureau, lasse mir ein Bündel Prospekte geben, setze mich in ein hübsches Café und mische die verlockenden Angebote wie Karten, eines ziehe ich heraus und dahin fahre ich, und just dort wird es dann schön sein! Wozu ist man jung, wozu hat man Anpassungsvermögen? Liebe Menschen hat es überall; frische Luft, gutes Essen und ein Bett um zu schlafen, sind Dinge, die jeder Kurort bietet. Also warum sich die Vorfreude durch die lange Wahl verderben? Wozu große Erwartungen haben, um nachher enttäuscht zu sein?" Sie lachte und ich fiel in die Fröhlichkeit ein und lachte ebenfalls und gab dem Menschenkind recht. —

Auf uns selbst kommt es vielmehr an, ob wir in den Ferien das finden, was uns Freude macht, als auf die Wahl des Ortes. „Da, wo mich die Eisenbahn, das Schiff oder der Autobus hinbringt, da ist es schön, da will und muß es mir gefallen. Da will ich mich anpassen, froh und heiter sein, da will ich alles hinter mir lassen, was Sorge, Last des Alltags, Aerger und Kummer für mich bedeutet! Vierzehn Tage, oder wer Glück hat, drei volle Wochen, bin ich weit weg von all' dem und nur für befreiende, schöne Eindrücke zu haben. — Ich bin das personifizierte Inkognito. Kenne nur, wen ich will und was ich will, ja selbst aus der eigenen Haut bin ich gefahren, weil ich jetzt froh und glücklich sein will! Frei für die kurze Spanne Zeit, die mir allein gehört!!"

Wie ich diese junge Dame um diese Zuversicht und diese ungehemmte Selbständigkeit beneide! Wer das auch könnte, ganz einfach zu seiner Umgebung zu sagen: „Schluß mit allem Pflichtgefühl, mit aller Sorgenlast und Arbeit! Schluß für vierzehn Tage, ich bin ganz einfach verreist, wirklich und wahrhaftig verreist!" Oder muß man dazu so jung und elastisch sein wie dieses Mädchen mir gegenüber. Muß man am Ende dieser heutigen jungen Generation angehören, die kecker, selbstverständlicher mit dem Leben fertig wird als wir, die wir der Zeit der sprunghaften Wechsel, der jähen Umsturzperioden und was der hemmenden Ereignisse mehr waren, angehören?

Könnte man am Ende das nicht auch noch lernen, wie so manches andere für eine kurze Zeit einfach aus dem Alltag mit seinen grauen Mühen ganz zu entfliehen? Meiner Umwelt zu sagen: „Wirklich ich bin verreist, irgendwohin für eine kurze Zeit, ich bin nicht mehr mich selbst, bin irgendwer, der sich einmal ganz und gar ausruhen und erholen will. Muß man dazu wirklich ganz jung sein, oder wer weiß vielleicht schon ziemlich vorgerückten Alters! Nachdem einem das Leben gelehrt hat, über den Dingen zu stehen? Ich habe damals noch lange darüber nachgedacht. —

Das kecke junge Fräulein hatte das Abteil verlassen und ich sah es im Geiste in einem eleganten Café in einer molligen Ecke sitzen durch das Röhrchen den Eiskaffee schlürfen und die fröhlichen Augen guckten unter dem kecken Hütchen hervor und sagten zu den Menschen: „Ja, guckt mich nur an, ich bin verreist, ich bin aus dem Alltag, aus dem ewiggleichlaufenden Kreis heraus getreten in die fröhliche, lachende, sonnige, schöne Welt!" Maria Scherrer

Eine Unterlassung

In Nr. 36, im Artikel „Quantité négligeable" hat die Verfasserin eine unentschuldbare Unterlassung auf dem Gewissen. Sie ist in freundlicher Weise darauf aufmerksam gemacht worden, daß sie bei der Aufzählung der Frauenorganisationen, die während des Krieges freiwillig für den Staat gearbeitet haben, ausgerechnet diejenige vergessen habe, deren Dienst keineswegs freiwillig, sondern obligatorisch war: Der weibliche Luftschutz. Dieses Versehen ist umso mehr zu bedauern, als jedermann weiß, wie schwer der Luftschutzdienst bei Tag und Nacht war, ohne Rücksicht auf Distanzen, Wetter, Tageszeiten, und auch weiß, wie viel die gesamte Bevölkerung der guten Dienstauffassung und treuen Dienstausübung des Luftschutzes zu verdanken hat. Dieser Dank sei hier, gewiß im Namen vieler von Herzen nachgeholt. El. St.

Die Frau als Schöpferin und Bewahrerin von Kulturgut

Kunstausstellung im Helmhaus Zürich, 8. September bis 2. Oktober 1946.

Im Rahmen des dritten Schweizerischen Frauenkongresses, der die Arbeit der Frau in ihrer Vielfalt möglichst getreu umreißen möchte, darf neben ihrem praktisch aufbauenden und geistigen Wirken auch der Beweis ihres künstlerischen Schaffens nicht fehlen.

Unter umsichtiger Leitung kam daher in den hellen Räumen des Helmhauses eine locker verteilte Schau von etwa hundertfünfzig Werken heute lebender Schweizer Künstlerinnen zustande, um ein Bild von der Frau als Künstlerin zu geben, während der obere Stock für Werke aus verschiedenen Privatsammlungen reserviert bleibt, die von Frauen zusammengestellt und betreut werden.

Wenn man in Betracht zieht, daß Frauen sich auf allen Gebieten der bildenden Kunst betätigen, in Malerei, Graphik und Plastik, und daß auch das Kunstgewerbe mit Keramik, Stickereien, Wirkteppichen und Schmuck berücksichtigt werden wollte, dann kann man von der Ausstellung nur die Wirkung einer Kostprobe verlangen, die eine gewisse Willkür in der Auswahl der Künstlerinnen naturgemäß nicht auszuschließen vermag.

Die Südschweiz ist mit Regina Contis „Singenden Mädchen" und den flächenhaft stillen Blumen und Gärten von Margherita Oßwald-Toppi vertreten. Die Westschweiz repräsentiert sich durch Nanette Genoud mit einem halben Dutzend ihrer schönsten Bilder, unter welchen das Selbstbildnis der Künstlerin in seiner kapriziös klugen und überlegenen Haltung, das schon vor zwei Jahren in Winterthur große Beachtung fand, neben der „Femme orientale" die ganze Wand beherrscht. Ihr räumlich gleichgestellt, ist Cornelia Forster mit einem saftfarbenen „Sonnenblumenteller", der ihre ursprüngliche Begabung für das Kunstgewerbe verrät, und einem für sie fast untypischen Gemälde „Hill und Vincency", wo Menschen einmal, statt zu Blumen und Gärten gesellt, in gläsernen Wänden eingefangen werden, die den Blick auf eine unendliche Häuserreihe freigeben.

Den atmosphärischen Einfluß des Auslandes, ohne den Schweizer Kunst nun einmal nicht gedeihen kann, ohne einem farblosen Ende entgegenzuwelken, spürt man am deutlichsten bei der Pariser Baslerin Irène Zurkinden, die all ihren Modellen ein bißchen Paris und Mund und Augen malt, was genügt, ihren Bildern eine große Intensität zu verleihen. Ein mysteriöser Zug findet sich bei Helen Dahms Traumvisionen und dunkelfarbigen Impressionen, welche zum ersten Mal einem großen Publikum zugänglich gemacht werden. Mit ihrer Hinterglasmalerei hat sie eine alte Technik mit Geschick einem neuen Ziel entgegengeführt.

Die Plastik ist mit fast ausschließlich Zürcher Künstlerinnen doch wohl etwas einseitig vertreten, und wenn man auch Werke von Vreni Meyer und Hildi Heß immer wieder gerne sieht, fragt man sich trotzdem, ob unsere andern Bildhauerinnen — Germaine Richier, um nur eine zu nennen — all ihre Werke nach Genf geschickt haben, sodaß Zürich notwendigerweise etwas zu kurz kommen mußte?

Im Kunstgewerbe erfreuen wir uns dafür an der wohl ältesten weiblichen Kunstäußerung, den Wirkteppichen von Maria Geroe und Gunda Stadler, die beide sehr schöne Beispiele zeigen, und der jüngsten, durch Gertrud Bohnert jedoch schon fast klassisch gewordenen, der Diamantzeichnung auf Glas. Zwischen diesen beiden zeitlich technischen Grenzen finden wir Schmuckstücke, Keramik und Stickereien, die durch die spürbare Liebe zum Material und ihre selbständige Originalität als kleine Kunstwerke zu werten sind. In einer Vitrine sehen wir noch die Wachsmodelle der Sasha-Puppen, die seit ihrer ersten Ausstellung im Kunstgewerbemuseum letztes Jahr tausendfache Verwirklichung gefunden haben und endlich mit den Zuckermündchen und geschwollenen Backen früherer Puppen aufhören. Nicht zu vergessen sind die Werke von Berta Tappolet und Margrit Linck, die Exponenten der modernen Keramik und ihre eigentlichen Schöpfer. Sie haben auch hier wieder Krüge und Schalen aufgestellt, die in ihrer Art vollkommen sind.

Im obern Stock sind wie gesagt neun Privatsammlungen mit Werken des ausgehenden neunzehnten und des zwanzigsten Jahrhunderts untergebracht, um ein knappes Bild von der

Frau als Mäzenin

zu geben. Der Besucher steht zwar etwas verwirrt, denn von einer Geschlossenheit irgendwelcher Art kann natürlich hier keine Rede mehr sein. Es geht von der herrlichen Sammlung B. mit Broncen von Maillol, Hubacher und Bänninger, von Rodins Balzac-Studie und zwei Werken von Renoir nur über eine Türschwelle, und man sieht sich an Arps Holzreliefs die Augen wund. Langsam stellt man sich auf Picasso, Klee und Kandinsky ein, die aus der Abstrakten-Sammlung b in Basel stammen. Aus einer andern Basler Sammlung sind Werke deutscher Maler aus dem Kreis der „Brücke", wie Nolde und Kirchner, zu sehen, daneben ein früher Corinth. Solothurn endlich, das wie Winterthur viele private Kunstsammlungen besitzt, zeigt in Hodlers „Bildnis G. D.-M." die Besitzerin der Sammlung vieler Werke von Hodler, Amiet und Morgenthaler, und eine Winterthurer Sammlerin eine schöne Auswahl westschweizerischer Künstler (Valloton), neben Hodler und Wilhelm Gimmi.

Die Idee, die Frau in ihrer exklusivsten Tätigkeit, im Mäzenentum, einmal auszustellen, hatte in ihrer Originalität etwas Bestechendes und sollte zeigen, mit wie sicherem Geschmack Frauen großzügig sein können. In dieser zweiten Ausstellung jedoch, wo erstklassige Werke von europäischem Rang zu bewundern sind, vergißt der Betrachter die künstlerisch ansprucholseren, in diesem Zusammenhang aber wichtigeren Bilder im unteren Stock durchaus, und wer minutenlang vor Rodins „Balzac" steht und sich in die zuckend lebendigen Züge vertieft, die Gesicht und Gestalt zu einem Symbol der Schöpferkraft gemacht haben, fragt sich erstaunt, was ausgerechnet Balzac mit dem Schweizerischen Frauenkongreß zu schaffen habe. Denn daß eine Frau die geistigen und materiellen Fähigkeiten gehabt hat, ihn in ihrem Hause aufzustellen, das vergißt sich allzu leicht. — Alles in allem gesehen ist die Idee einer solchen Doppelausstellung aber sehr klug gedacht und sehr zu begrüßen, denn die Schau erhält dadurch überlokales Interesse und wird dem Frauenkongreß den wohlverdienten festlich künstlerischen Rahmen bieten.

Ursula Hungerbühler.

Lob der kleinen Wege

Sie sind es, die den Tessin in seiner Lieblichkeit erschließen. Denn er ist das Land der tausend Weglein und auf ihnen kommt ihr zu beglückendem Wandern.

Ganz nahe den baedekervermerkten Tessiner „Spezialitäten" liegen sie, ihr braucht nur den Boden der Autocars zu verlassen und euch einem dieser lieblichen Pfade anzuvertrauen.

Denn nicht immer ist es das breit Daherfahrende, Gebaute, das euer Vertrauen lohnt. Euch könnte widerfahren, daß ihr einer, der hier ohnehin spärlichen Straßen folgend, erlebtet, daß sie jäh aufhört mitten in einem Dorfe, dessen Bauten sich quer über sie hinstellen und höchstens in dunkelklassenden Bogen ein Weiterkommen gestatten in verschachtelte Häuser oder zu einer aufsteigenden Treppe, die steil und schnurgerade dem schwingenden Bogen eines Portals zustrebt,

Für das Internationale Rote Kreuz

Da jetzt die Sammlung für das J. R. K. stattfindet und da doch sicher jedermann gerne seinen Beitrag geben würde und doch oft nicht mehr recht weiß, „wo nehmen und nicht stehlen", möchte ich den Leserinnen des Frauenblattes eine lustige Episode aus der Eisenbahn erzählen. Mit mir saßen zwei gutgekleidete, aber weder gemalte noch mit Armbändern dick wie Wagenketten behängte junge Frauen im Coupé. Sie plauderten über allerlei, Männer, Kinder, Dienstboten not und so weiter, und die nachgerade „elende" Teuerung in der Lebenshaltung.

Zuerst las ich, aber ihr Geplauder war zu lebhaft und auch zu amüsant — so fing ich an zu stricken. Uebrigens im letzten Krieg war ich eine der Ersten, die unter dem Hohngelächter der Männer, damals, als man ohne Schnellzüge im Schritt von Genf nach St. Gallen fahren mußte, anfing in der Bahn Socken zu stricken, wobei man von Bern bis Zürich „glatt" einen Socken, und bis St. Gallen zwei Socken fertig brachte. Ich hörte also zu.

Plötzlich sagte eine: „Du — ich habe einen neuen Sport! Stell dir vor — ich spare wie verrückt!" — „Was, du? — wofür denn, willst du ein Auto kaufen?" „Nein, absolut nicht — aber ich las neulich in einer Frauenzeitung, man solle an kleinen unnötigen Ausgaben sparen für das J. K. R. K. und da habe ich mir nun eine ganze Woche Mühe gegeben. Und es ist wirklich unglaublich, was man da fertig bringt. Angefangen beim Telephon: alle ausmärtigen Gespräche vor 8 Uhr oder nach 18 Uhr und nie ein doppeltes, Postkarten statt Briefe wo immer es geht, keinen Sprünglitee, wenn ich in die Stadt muß, und wenn ich am Verhungern bin nur ein Weggli. Beim Grieder laufe ich nur „Augen links" die Bahnhofstraße hinunter, statt einem neuen Stück Pardley-Seife habe ich ein Stück Lilienmilchseife erstanden, auf Parfum verzichte ich vorläufig ganz und den größten Ertrag brachte mir der Verzicht auf den Coiffeur. Das geht natürlich nicht immer, aber so einmal dazwischen wasche ich jetzt mein holdes Gelock einfach selber. Es ist mir ganz egal, wenn Peter sagt, ich sehe aus wie ein Strubelpeter — dafür habe ich gestern 20 runde Franken auf Postcheckkonto I 5527 einzahlen können. Nur so aus Dingen, die wirklich nicht nötig sind." „Ich habe eine andere Methode angefangen — ich spare alle Zwanzigerli zusammen — es gibt Tage, wo ich denke, es gehe überhaupt nur noch Zwanzig-Rappenstücke im Verkehr, und wo ich dann ganz hart sein muß, um alle auf die Seite zu tun. Aber ich habe auch bald 20 Franken beisammen."

Ich freute mich an den beiden jungen Frauen, und dachte, daß gewiß schon Abertausende von Schweizerfrauen so sparen für andere. Wie wäre es, dachte ich weiter, wenn zum Beispiel alle die Männer die rauchen, jeden Tag den Wert für fünf Cigaretten — ich sage nur fünf — für das J. K. R. K. auf die Seite legen würden, das gäbe doch sicher ein schönes Sümmlein und der Einzelne würde es nicht groß spüren, so wenig wie die junge Frau den Verzicht auf ein allzulanges Geplauder am Telephon!

Ich strickte weiter und frug mich, an was ich auch noch mehr sparen könnte — es wird mir sicher noch allerlei einfallen. Sonst sammle ich dann auch Zwanzigerli!

J. Ch.

Aus dem „andern Deutschland"

Aufsatz einer Abiturientin über das Thema:
„Größer als die Verhältnisse muß unsere Kraft sein, unter diesen Verhältnissen Menschen zu werden, die die Zeit verstehen und der Zeit gewachsen sind." (Albert Schweitzer.)

Wenn Albert Schweitzer uns aus dem gegenwärtigen Leben dieses Wort zuspricht, so wendet er sich an die Menschen, die hell und wach inmitten der Tage stehen, bereit, ihr Schicksal freudig zu tragen, bereit auch, den tiefen Sinn, der in Not und Sorge der Zeit und der Verhältnisse liegt, verstehen zu lernen. Menschen also, die sich ihrer Würde, die ihnen von Gott in den beiden seelischen Kräften des Verstandes und des Willens geschenkt ist, und damit auch ihrer Berufung noch bewußt sind, und die ihre große Verantwortung, die sie der eigenen Persönlichkeit, den Mitmenschen, der Zeit und Gott gegenüber tragen, klar erkennen.

Nie war eine Zeit in der Geschichte der Welt ohne Leid, weil nie eine Zeit ohne Schuld war, aber noch nie waren wohl die Menschen so mit Leid übersättigt, wie gerade in den gegenwärtigen Tagen, wo die Länder der ganzen Erde, nicht nur das eigene Vaterland, unter den Folgen des verderbenbringenden Krieges leiden müssen und noch leiden werden.

Darum spricht Schweitzer wahr, wenn er sagt, daß die Kraft groß sein muß, die aus diesen Verhältnissen das Bestmögliche zu gestalten sucht, um dadurch das Verstehen für die Zeit zu beweisen.

Es genügt nicht, daß der Mensch sich nur passiv und müde den gegebenen Verhältnissen unterordnet, sich willenlos im Strom des Elends mittreiben läßt, bis er vielleicht irgendwo ans Ufer geworfen wird, zerbrochen entweder, oder durch die Fruchtbarkeit eines neuen Landes, nicht aber durch den eigenen festen Willen, wieder zu neuem Leben erwachend. Nein, der Mensch muß eine Kraft entfalten, die ihm ein tiefes Verständnis für die Zeit gibt und ihn reif macht, zu handeln, innerlich und äußerlich.

Diese Kraft kann ihm aber nur dann werden, wenn er in der großen Gelöstheit und Weite steht, die er sich in fruchtbaren Stunden der Einsamkeit und Besinnung erworben hat, und wenn er den klaren und aufrechten Wille zeigt, Herr zu werden über Zeit und äußere Gegebenheit.

Wenn dem Menschen diese Grundhaltung zu eigen geworden ist, wird er das ihm auferlegte Leid willig und froh tragen, weil er weiß, daß er es nur in Willigkeit und Freude überwinden kann. Durch sein daraus folgendes klares Leben wird er auch den Menschen seiner Umgebung dienen und ihnen, sind sie noch nicht zu seiner Erkenntnisstufe vorgedrungen, richtunggebend sein, oder, stehen sie in der gleichen Haltung wie er, in Stunden der Mutlosigkeit und des Müdewerdens durch sein leuchtendes Vorbild wieder auf den rechten Weg helfen.

Aber nicht nur allein die Kraft führt ihn zur Ueberwindung des gegenwärtigen Leides, sondern er bedarf auch der Gnade, die das Erdreich seiner Seele still und stetig überströmt, ihm Wachstum und Fruchtbarkeit schenkt und ihn befähigt, seine Kraft immer aufs neue zu stärken für die große Aufgabe, das Leid seiner Zeit und Umwelt zu sühnen, das durch die Schuld, mit der unsere Tage besonders belastet sind, hervorgerufen wurde.

Wenn man die vergangenen Zeiten überdenkt, so sieht man, daß gerade die leidvollsten Stunden in der Weltgeschichte auch die fruchtbarsten waren, weil sie den Menschen zur Selbstbesinnung zurückführten, aus der dann ein reineres und abgeklärteres Leben emporwuchs. Daher wird dem Menschen, der sich diese Gedankenwelt erschlossen hat, bewußt werden, daß das Leid unserer Tage neben seiner schmerzvollen Bitterkeit auch einen tiefen Wert birgt, der es leidenswert macht. Er wird darum wissen, daß das Leid nicht nur eine Strafe, sondern ein großes Geschenk ist, das ihm von dem ewig liebenden Gott zu teil wurde, und daß sein Leben in dem Maße wertvoller wird, als er Leid tragen darf. Denn das Leid ist die schwerste Probe, die dem Menschen zur Bewährung gestellt wird, in der er seinen Wert oder Unwert offenbart. Werden aber nicht gerade an diejenigen die härtesten Anforderungen gestellt, die zur größten Meisterschaft gelangen sollen und zur Vollendung berufen sind?

So ist also das Leid Gnade, und der Mensch, der zur Erkenntnis dieses Wertes gelangt, wird am tiefsten die Zeit verstehen und ehrfürchtig und dankbar zu ihr stehen. Er wird eine große Kraft besitzen, die ihn befähigt, alle äußeren Schwierigkeiten der Gegenwart zu überwinden und mit klarer Zielsicherheit der Erfüllung seiner Aufgaben nachzustreben, die darin besteht, den Menschen, die an den gegebenen Verhältnissen und der Zeit zu zerbrechen drohen, liebend weiterzuhelfen und nach besten Kräften an der Gestaltung einer guten Welt zu arbeiten.

*

Diese junge Stimme hat einen so andern Klang, als das was wir sonst von der heutigen deutschen Jugend vernehmen, daß sie uns aufhorchen und sogar ein wenig aufatmen läßt: eine Neunzehnjährige, die diese innere Haltung gegenüber der seelischen und materiellen Not der Nachkriegszeit anstrebt! Sie spricht ja nicht zum Ausland, das ein Schuldbekenntnis hören möchte. Hinter der noch ein wenig unbeholfenen Form steht die ernste Auseinandersetzung eines jungen Menschenkindes mit dem Sinn des heute auf untragbar schweren Lebens und ein Verantwortungsbewußtsein, das weit über seine Jahre geht, die Frucht des gleichen Erlebens, das Andere jetzt erst recht in die Arme des Nationalsozialismus treibt. Wir, die wir so leicht geneigt sind, der gesamten, im unseligen Hitler-Deutschland aufgewachsenen Jugend Mißtrauen entgegenzubringen, dürfen an einem solchen Zeugnis nicht achtlos vorübergehen. Freuen wir uns über diese tapfere Mädchenstimme, die als Exponent für so manche, uns noch nicht hörbare junge Stimme des „andern Deutschland" steht.

Clara Zollikofer

Wert und Bedeutung eines gesunden Milchzahngebisses

Der große Wert gesunder Milchzähne wird heute leider von vielen Eltern noch nicht richtig gewürdigt, denn die Bemerkung: „Es sind ja nur die Milchzähne!" hört man häufig genug. Man vergißt aber dabei, daß kranke Milchzähne einen unheilvollen Einfluß auf den Gesamtorganismus ausüben, denn das Milchgebiß hat für das Kind in funktioneller Hinsicht dieselbe Bedeutung wie das bleibende Gebiß für die Erwachsenen. Ja, die Bedeutung des Milchgebisses geht noch weit über das funktionelle Moment hinaus; man braucht da nur darauf hinzuweisen, daß das Milchgebiß die Aufbereitung der Nahrung nicht nur zur Erhaltung des Körpers, sondern zur Befriedigung seines Wachstumsbedarfs zu übernehmen hat. Nur ein lückenloses Milchgebiß vermag diese Aufgaben ganz zu erfüllen. Der Ausfall eines Milchzahnes bedingt schon den Mitausfall seines Gegenzahnes vom Kauakt und vermindert damit die nutzbare Kaufläche des Milchgebisses schon um fast einen Viertel entsprechend der geringeren Anzahl von Backzähnen im Milchzahngebiß. Sehr häufig bedeutet der Ausfall eines Milchbackzahnes infolge Zahnfäulnis (Zahnkaries) und dadurch bedingter Schmerzen die Ausschaltung der ganzen Kieferhälfte, da das Kind die schmerzende Kieferseite vor Furcht nicht benützt. Ein Blick in einen solchen Mund und den auf der schmerzenden Kieferseite im Ober- und Unterkiefer bestehenden Zahnsteinbelag beweist nur zu häufig diese Tatsache. Nicht nur die Kaukraft und die Verdauung werden geschwächt, der zu frühe Verlust eines Milchzahnes bedingt auch eine geringe Verkürzung des Zahnbogens, ähnlich wie ein Gewölbe sich z. B. bei Herausnahme eines Steines senkt. Die Verkürzung des Zahnbogens aber bedeutet eine anormale Zahnstellung der später durchbrechenden bleibenden Zähne. In diesem Sinne wirkt vor allem die häufig zu früh erfolgte und auch sehr oft durch entzündliche Prozesse bedingte Extraktion des zweiten Milchzahn-Backenzahnes. Der vor ihm lagernde sogenannte Sechsjahrmolar wandert dann rückwärts und bringt damit Unregelmäßigkeiten der Kieferentwicklung und Zahnstellung mit sich.

Die schon im frühen Kindesalter im Kiefer angelegten Keime der bleibenden Zähne wie auch die Kieferknochen selbst verlangen zur Unterstützung des spontanen Wachstums einen formativen Reiz, der aber nur durch kräftige Kau- und Mahlbewegungen der Milchzähne ausgelöst werden kann. Nach dem zweiten, spätestens gegen Ende des dritten Lebensjahres — das heißt, nach Durchbruch aller Milchzähne — paßt sich die Ernährung des Kindes der des Erwachsenen an. Alle Nahrstoffe aus dem Tier- und Pflanzenreich können dem Kind verabfolgt werden, bedürfen aber noch der richtigen Zerkleinerung durch die Zähne. Infolge der damit verbundenen funktionellen Anstrengung der Muskeln beim Kauen tritt eine bessere innere Durchblutung des Gewebes ein, das Wachstum der im Kiefer eingeschlossenen Organe wird gefördert, und ein kräftiges Kiefernwachstum setzt ein. Jede Störung dieser Funktion durch Ausfall von Milchzähnen wirkt sich naturgemäß auf den Kieferknochen und die zukünftige Einstellung der bleibenden Zähne aus.

Zur guten Entwicklung des Gebisses ist für das Kind die Konsumierung eines guten und tüchtig ausgebackenen Vollkornbrotes von großem Werte. Auch das Knäckebrot hat sich bestens bewährt. In einem Kindersanatorium wurden unlängst zwei unter den gleichen Lebens- und Ernährungsbedingungen stehende Versuchsgruppen gebildet, von denen die eine als Brot nur Knäckebrot, die andere zum Vergleich das übliche Laibbrot erhielt.

Diese Versuche haben eindeutig die Ueberlegenheit des Knäckebrotes auf die Entwicklung der Zähne und des Gebisses dargetan. Der Einfluß des hartknusprigen Knäckebrotes auf die Zähne war überraschend. Die Kaukraft der Knäckebrotkinder stieg um 130 Prozent gegen 90 Prozent bei den Laibbrotkindern.

Die Funktion der Speicheldrüsen hob sich bei den Knäckebrotkindern derart, daß die Menge des abgesonderten Speichels um die Hälfte, die Alkaleszenz um das Doppelte und die Alkaloikonzentration etwa um einen Drittel stiegen. Gesunder und reichlicher Mundspeichel ist der beste und natürlichste Schutz der Zähne.

Von der Frauenpresse

Der Frauenkongreß 1946 wird sicherlich zu einer machtvollen Kundgebung des Frauenwillens, an den großen Problemen und Arbeiten der Gegenwart teilzunehmen und einen guten Beitrag zu deren Lösung und Erfüllung zu leisten.

Die Frauen haben zu allen Zeiten bewiesen, daß sie imstande sind, Verantwortung zu übernehmen. Sie haben oft früher als die Männer Mißstände erkannt und sind opferfreudig und mutig daran gegangen, der Not und dem Elend durch Schaffung sozialer Werke zu steuern. Viele dieser Einrichtungen sind im Laufe der Jahrzehnte vom Staate übernommen und weitergeführt worden und man hat deren Urheberinnen vergessen.

Die Frauen wollen ihre Kräfte des Herzens und des Verstandes für die Allgemeinheit einsetzen; sie sind überzeugt, daß sie Gutes zu leisten imstande sind, wenn man ihnen gerechterweise erlaubt, zum Wohle des Landes mitzuarbeiten als Bürgerinnen mit vollen Rechten und Pflichten. Um dieses Ziel zu erreichen, benötigen wir Frauen auch eine eigene Presse, die unsere Ansprüche immer wieder verteidigt und in den eigenen Reihen aufklärend wirken kann.

Möge der Dritte Frauenkongreß auch nach dieser Richtung wirken und dem „Schweizer Frauenblatt" neue Freunde werben!

Else Züblin-Spiller
Präsidentin der Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt"

Unerfreuliches

Zunahme der Frauentrunksucht ... auch in Amerika

Die „Weltwoche" hat in ihrer Nummer vom 3. Mai 1946 von der Hauptstadt Amerikas ein wenig schmeichelhaftes Bild — als einer Stadt des Klatsches und der Skandalgeschichten — entworfen. Nach der „Saturday Evening Post" sei Washington das Hauptquartier dreier parties: der demokratischen, der republikanischen ... und der Cocktails. Und zwar sei die cocktailparty die wichtigste der dreien. — Das geistige Leben der tonangebenden Gesellschaft scheint sich zu erschöpfen in der Veranstaltung ebenso verschwenderischer wie geistig inhaltloser parties. „Die Zahl der Parties, die in Washington gegeben werden, hat diese Stadt zur Lieblingsstadt der Likörfabrikanten gemacht." Als Beispiel der unverschämten Macht des Dollars in der amerikanischen Hauptstadt gelte folgender, von der „Weltwoche" erwähnter Fall: „Eine bekannte Washingtoner Gastgeberin löste das Ernährungsproblem für ihre Gäste dadurch, daß sie — zu einer Zeit, wo das Land unter Benzinmangel litt, ein mit Steaks beladenes Auto über 1000 Kilometer weit von Chicago nach Washington kommen ließ."

Die Darstellung der „Weltwoche" findet eine Bestätigung in einer Feststellung des Women's Bureau of the Metropolitan Police Departement, wonach im Jahre 1945 in Washington 2700 Frauenspersonen wegen öffentlicher Betrunkenheit von der Polizei verhaftet wurden — gegenüber der früheren „normalen" Zahl von 1600 Fällen. Das Durchschnittsalter dieser Frauen sei unter 30 Jahren.

Dr. L. Werberg, Direktor der Abteilung für Geisteshygiene des Gesundheitsdepartementes von Washington, schreibt dieses Anwachsen der Frauentrunksucht der großen Zahl alleinstehender Frauen zu. Wie aber „The Voice" vom April 1946 dazu bemerkt, gab es von jeher alleinstehende Frauen, ohne daß man bei ihnen je eine solche Häufigkeit Alkoholgefährdeter beobachtet hätte. Die Frauentrunksucht sei wesentlich das Ergebnis der gewissermaßen öffentlichen Anerkennung, die dem Alkohol durch die Abschaffung des Alkoholverbotes zuteil geworden sei, sowie der ganzen Verherrlichung des Alkohols durch Kino, Radio, Presse! — Diese sog. Organe der öffentlichen Meinung sind in Amerika ebensoviele Organe des Alkoholkapitals.

Wie Dr. Alson J. Smith, Brooklyn, erklärt, steht mancher der aus dem Krieg heimkehrenden Soldaten vor einem Tatbestand, den er nie geahnt hätte: vor der Trunksucht seiner Frau, Braut oder Schwester!

Wie wir in unserer Nummer vom 1. Juni berichtet haben, bemüht sich Mrs. Truman, die Frau des Präsidenten der Union, der nicht nur törichten, sondern gefährlichen Mode der Cocktails entgegenzuwirken; sie wies an einem großen gesellschaftlichen Anlaß das Alcoholicum zurück und wartete, bis man sie alkoholfrei bediente. Es würde einen neuen Frauenkreuzzug — und zwar gerade von Frauen der tonangebenden Gesellschaft — brauchen, um dem Uebel mit Erfolg zu begegnen. Ob Amerika noch über soviel moralische Kraft verfügt? (und die Schweiz?)

(Aus: „Die Freiheit")

---

nicht anders, als ginge es hinburch geradeswegs in den Himmel hinein.

Oder ihr könnt auf einer dieser gebauten, geschickerten, gewalzten Straßen in weiten Schleifen den Hang erklimmen, auf ihr in den heimatlich kühlen Duft einer Nadelwaldschlucht eintauchen, auf kühner Brücke die rauschenden Wasser überschreiten und nach zehn Minuten weiteren Steigens unversehens am Ende der breitangelegten Fahrbahn stehen, schräg und tückisch abgeschnitten von einem dornreichen Hang. Weit über euch aber lächelt die klare Kontur des Bergkamms, den zu erreichen ihr euch auf die Straße begabt.

Vertraut den Weglein, sie trügen nicht. Lernt sie kennen, versucht, ihre liebenswürdige, erdgebundene Einfachheit zu begreifen: ihr werdet sie lieben.

Sie führen euch zu schlichten Menschen in die entlegensten Täler, sie schenken euch unverhoffte Ausblicke in die schwingenden Wellen dieses blauen Landes. Sie ziehen über den Rücken der Hügel und lassen euch in berauschendem Freiheitsgefühl die geliebte Heimat erkennen. Sie leiten unversehens zu einem jener stillen, hohen Steinkreuze mit ungehemmten Sicht ins Weite. Oder sie zeigen euch die Verschwiegenheit eines verfallenen Eremitenklosters und wenn ihr Glück habt, geschieht es zu jener geheiligten Abendstunde, in der das sinkende Tagesgestirn im genau berechneten und einzig unverschlossen gebliebenen schmalen Westfenster durch gelbes Glas Eingang findet zu den hohen Leuchtern des Altars, daß sie im dämmerigen Raum aufzünden wie goldene Flammen und ein süßes Licht um die Madonna zu schweben beginnt, das leise emporwandert und still vergeht.

Die Weglein sind's, die euch Einblick gewähren in den Lebensraum eines großen Teiles eurer Mitbürgergenossen jenseits des Gotthards, nicht die Straßen mit ihrem internationalen Getriebe und dem reichlich gespendeten Staub.

Sie können sich an schluchtartiger Wand emporwinden und, um eine Nase biegend, euch plötzlich einer Tessinerin gegenüberstellen, deren hoch mit Heu oder Laub oder Holz beladene Gerla sie nicht hindert, frei auf klappernden Soccoli der Wand entlang zu balancieren, dem Strickstrumpf in den Händen. Auf ihnen findet ihr nach steilem Aufstieg durch Schlucht und Geröll zur hochgelegenen Grasmulde in die Gastlichkeit des Steinhauses, wo die schweigsame Nonna mit dem zerknitterten Gesicht am Herdfeuer die Polenta rührt, indes die tanzenden Flammen ein herrliches Funkeln anheben im sauber polierten Kupfer auf dem Wandbrett. Freundlich unterbricht sie das Geschäft, braut euch den gewünschten Kaffee und serviert ihn mit unwahrscheinlich viel Zucker und einem Schuß mildstarkem Grappas.

An diesen Weglein stehen die vielen Kapellen mit den oft so süß und einfach gemalten Heiligen. Ist es aber die Jungfrau Maria selber, die hier verehrt wird, fehlen nie die Blumen zu ihren Füßen, seien sie auch nur in alte Blechbüchsen gestellt oder einfach ins Gitter gesteckt.

Und es kann sich begeben, daß ihr auf einem dieser verborgenen und leise Führenden durch wuchernden Buschwald und mehrere Schluchten unversehens in eine goldschlichterfüllte Hangwiese tretet, einem sanft gebetteten Blumenteppich vergleichbar, der seine leuchtende Sommerfülle als regelmäßiges Viereck bis unter die herrlichen Kastanien beim Steinhaus des Bauern breitet. Beglückt folgen eure Blicke dem seligen Taumeln der Falter, ihr schlürft den starken Honigduft und erkennt jenseits das schmalaufleuchtende Weiß einer Kapelle. Eine Madonna besonderer Art schirmt hier das Idyll: eine Schäferin ist's mit gradrandigem Cantonier in alter Tessinertracht, inmitten einer Schafherde. Sie trägt kein königliches Szepter — zierlich faßt ihre Hand einen spitzenverzierten Sonnenschirm, indes die andere die Kunkel trägt. Kein blauer Mantel umschließt das leuchtende Rot des Gewandes: ein kupferbraunes Mieder wiederholt in dunklerer Sattheit die heiter flutenden Töne von Braun und Gelb, welche Schäferin und Schafe in jene goldbraune Heiterkeit tauchen, wie sie der Sommerabend eben reichlich verströmt. NOSTRA DIVINA PASTORE MARIA VERGINE steht darunter und im Gespräch mit der herzutretenden Bäuerin erfährt ihr, daß es „ihre" Madonna sei: „Est la nostra" wiederholt sie strahlend, um gleich darauf entschuldigend hinzuzufügen, daß sie wieder frische Blumen hinstellen werde, denn: „Le capre hanno mangiato".

Die Weglein sind hier nicht gebaut und berechnet. Aus tausend Fußstapfen von Haus zu Haus, von Acker zu Wiese, vom Halmenfeld zur Waldparzelle sind sie geworden. Immer waren es Menschen auf ihren Arbeitsgängen, die sie prägten. Schmal und oft kaum sichtbar verbinden sie die Bewohner dieses Landes. Aber da sie prunklos und schlicht sind, überwinden sie Höhen und Tiefen mit der gleichen Selbstverständlichkeit.

Es ist das starke Zueinander der Menschen, der willige Gang zur Pflege der oft stundenweit auseinanderliegenden Scholle, der sie geschaffen. Langsam begreift ihr dieses Volk, das oft in rohgebauten, zerbröckelnden Mauern wohnt und doch durch seinen Tag geht mit Singen. Das mit unwahrscheinlicher Zähigkeit an jeder Hand breit Scholle klebt (sehr zur Erschwerung einer vernünftigen Güterzusammenlegung), das alles, was wir ziehend oder stoßend auf Vehikeln befördern, geduldig in seinen Hotten auf dem Rücken trägt.

Diese Wege kennen weder Aufhören noch Erschrecken, wenn Schlucht oder Kamm sich trennend einschieben. Wie ein beschwingtes Lied wandern sie hangentlang, zickzacken zur Höhe, laufen in die verwucherte Nacht ungähtiger Schluchten. Und ob die wütenden Fluten der Tessiner Sturzregen ihre schmal aufgehängten Guirlanden manchmal am senkrechten Hang zerreißen und abschwemmen, immer findet der nackte Fuß des Hirten oder der kleine Huf der Ziege eine verbindende Stelle.

Oft wird ihr Band dünn und schütter, löst sich in einzelne Fußtritte auf, um Höhe zu gewinnen oder Boden zu schonen. Im Walde benützen sie Wurzeln, in der Schlucht Felstrümmer zu Stufen und es macht ihnen gar nichts aus, an steilen Stellen die Tritte fast mannshoch übereinander zu staffeln. Habt ihr sie aber überwunden, kann es sein, daß ihr urplötzlich in die parkartige Verschwiegenheit eines Haines tretet mit so herrlichen Kastanienbäumen über einem samtenen Rasen, daß ihr nur behutsam vordringt. Es müßte zur Stunde des Pan geschehen, wenn das Gleiten der Falter Melodie wird und sich das heftige Rot der Steinnelken zu süßem Klingen mildert, weil die Stille selbst nur Klang und Wohllaut geworden und der leise Mittagwind das Singen liefert, woraus Pan seine Töne baut.

Hier sind die Weglein verschwunden. Sie lassen euch allein, denn am Rande halten sie gleichsam den Atem an, Habt ihr aber bereits genügend Kenntnis ihres Wesens, findet ihr unfehlbar jenseits die Fortsetzung und wandert bereichert weiter.

Sie sind klein, diese Wege, aber sie verlangen euch ganz. Ungeteilt muß eure Aufmerksamkeit ihr Wesen erfassen. Tagelang schenkten sie euch Einkehr und Zwiesprache mit euch selbst. Wohltuend schwichtigt ihr Ruhen in Stille und Glanz eure aufgepeitschten Nerven.

Ein Letztes jedoch geben sie nicht: die Nächte. Die gehören ihnen allein. Wenn das Licht schwindet, ziehen sie sich gleichsam in die Erde zurück, aus der sie hervorgegangen. In sich selber ruhend, erstarken sie für den Tag und seine Aufgaben. Erhaben flutet über sie hinweg die große Stille und unentwegt gleiten die Sterne.

Ihr aber hütet euren Fuß, daß er nicht freventlich versuche, ihre Ruhe zu stören. Untergetaucht und eingegangen sind sie in das Große, wo alles Lauschen wird, dieweil allein die Sterne reden.

Mathilde Wuchet

Zürich empfängt den Kongreß

(Fortsetzung von Seite 1).

burg zufiel, welche als langjährige Leiterin der sozialen Frauenschule Zürich viel gründliche Ausbildung und fürsorgerische Schulung fruchtbar gemacht hat. Zürich hatte auch die erste Frauenzentrale unter vorbildlicher Leitung von Frl. Maria Fierz, die wirklich ein Zentrum allen guten Willens geworden ist, und die in einer Zusammenarbeit mit den Behörden mit ihrer Arbeit immer da einsetzt, wo andere entweder die Notwendigkeiten noch nicht erkennen, oder die Möglichkeit das Richtige zu organisieren nicht haben. Auch die Schweizerische Organisation des Zivilen FHD. ging von Zürich aus.

Daß seinerzeit die kluge und weitschauende Fräulein Clara Honegger mit den „Frauenbestrebungen" die erste politische Frauenzeitung gründete und redigierte, sei nur angeführt, wie dieser tour d'horizon durch Zürichs bedeutende Frauen und ihre Werke auch keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Die Schreiberin weilt in den Ferien im Bernbiet, (fern von ihrem „Material"), von welchem aus sie erst recht immer wieder erfaßt, wie verschieden der Pulsschlag der Limmatstadt und der Bundesstadt ist und wie wertvoll gerade die Verschiedenheit in der Mentalität unserer westlichen und östlichen, nördlichen und südlichen Landesgegenden wirkt für die gegenseitige Befruchtung mit Ideen und deren Ausführung.

Deutsch und welsch, Stadt und Land, fortschrittlich und konservativ — immer wieder haben die Frauen unseres Landes, ja die Frauen der ganzen Erde sich gefunden, wenn es galt Gutes zu schaffen für eine Menschheit, die durch den Wahn der Gewalt und kriegerischen Auseinandersetzung an den Rand des Abgrundes gebracht worden ist. Wie 1921 stehen wir auch heute vor den Trümmern, die ein grauenvoller Krieg hinterlassen hat. Aber wie damals wollen wir die Kräfte der Seele lebendig machen in uns, um uns, damit es fühlbar werde im ganzen Volk, in der ganzen Menschheit: Die Frauen sind die Mütter, sie erhalten die Menschheit, nicht nur am leiblichen Leben, sondern auch am geistigen, seelischen durch die Kräfte ihrer Hingabe, ihrer Liebesfähigkeit, ihrer Aufopferung: Kräfte, die nirgends schöner und wertvoller sich entfalten können, als da wo Recht und Gerechtigkeit ein Volk zieret und dem guten Wollen das größte Maß der Entfaltung zugesichert ist. Diese Gedanken waren leitend für die Vorbereitung „unseres" Kongresses — möge ein jedes sie mitnehmen in seinen Pflichtenkreis, als Quelle der Kraft und des Mutes für Zeiten, da die Last zu schwer scheint, da die Einsamkeit drückt, und der Mut zum Ausharren schwindet. Vergessen wir nie: Frau sein heißt nie nachgeben, wenn es schwer ist, die Hoffnung nie verlieren, wenn alles verloren scheint, die Liebe nie versagen, wo die Not dunkel ist vor Schuld und Sünde. Frau sein zu dürfen in diesem Sinn ist wohl das Größte und Schönste, was es geben kann. Eine Dichterin, ich glaube es war Louise von François, hat einmal gesagt: „Wenn ich noch einmal geboren werden müßte, so müßte ich es wieder als Frau sein." Aber darum, daß das Frauentum so sei, würdig, edel, geachtet, in seinen besten Wirkungen nicht gehemmt und unterdrückt, darum gilt es immer wieder zu arbeiten, ja zu kämpfen, zusammenzustehen, verbunden und gemeinsam über trennende Aeußerlichkeiten hinweg in dem schönen, starken Gefühl: Du und ich, du Ledige, die Verheiratete, du Hausfrau und du Berufstätige, wir alle sind eins in der einen Verantwortung: Wir sind die Mütter unseres Landes.

Und was wäre ein Volk ohne seine Mütter?

BAHNHOFBUFFET
Inh. Rimus Bon Zürich

Ein Brief an die Redaktorin,

der sie und alle früheren freut

Sehr geehrte Redaktion!

Das Schweizer Frauenblatt ist ebenso in meinen Jugend- und Sonntagserinnerungen enthalten, wie etwa der sonntägliche Kirchgang oder Familienspaziergang.

Das Blatt gehörte mit zu einem der wichtigsten Erziehungsfaktoren in meinem Elternhause und gab uns Töchtern eine Richtung im Kulturell-sozialen Suchen und Verstehenwollen, es schuf ein Ideal über das, was ein Frauenleben sein könnte und müßte.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit der Redaktion meinen tiefen Dank aussprechen. Als ich zufällig vor einigen Wochen (nach meiner Rückkehr von einem jahrelangen Aufenthalt im Orient) in einem von der Schweiz kommenden Paket ein „Schweizer Frauenblatt" entdeckte, habe ich Freudentränen geweint, wie wenn mir eine langentbehrte Freundin wieder zu Gesicht gekommen wäre.

Paris, im August 1946. M. A.

Brief aus der Bundesstadt

II.

Liebe Freundin!

Nachdem ich Dir in meinem letzten Brief die formelle Einteilung der Bundesverfassung (BV) gezeigt habe, will ich heute beginnen, Dir über den ersten Abschnitt, der — wie Du ja weißt — die allgemeinen Bestimmungen enthält, zu berichten.

Die Schweiz ist ein föderalistischer Staat. Die staatliche Macht ist geteilt: Der Bund hat Kompetenzen und die einzelnen Glieder, die Kantone, besitzen ebenfalls solche. Der erste Abschnitt enthält nun unter anderem die Vorschriften über die Kompetenzen von Bund und Kantonen. Es ist Dir klar, daß es zu weit führen würde und praktisch nicht einmal möglich wäre, in einer Bundesverfassung sämtliche staatlichen Kompetenzen aufzuzählen. Aus unserer Verfassung ersieht Du daher die Kompetenzen des Bundes, was nicht dem Bunde vorenthalten ist, gehört dann in den Machtbereich der Kantone. Ist die Regelung einer Materie dem Kanton überlassen, so besteht immer noch die Möglichkeit, daß der Bund den Kantonen die zu befolgenden Richtlinien festlegt. Diese Kompetenz des Bundes muß aber auch wieder aus der BV. abgeleitet werden können. Du siehst jetzt schon, daß die Ausscheidung der Kompetenzen zwischen Bund und Kantonen nicht so einfach ist, die Kompetenzen überschneiden sich oft. Damit Du die weiteren Ausführungen besser versteht, muß ich Dich an die drei staatlichen Funktionen erinnern: Gesetzgebung, Rechtsanwendung und Rechtsprechung (die eigentlich auch Rechtsanwendung ist). Jeder Mensch hat sein Verhalten — und das ist eine Vorstellung sowohl des Rechts wie der Moral — nach gewissen Vorschriften einzurichten. Es gibt rechtliche Vorschriften und sittliche Vorschriften. Die letzteren wohnen oder sollten dem Menschen innewohnen. Der Gesetzgeber erläßt die rechtlichen Vorschriften; er erläßt die Vorschriften, die das Zusammenleben der Menschen im Staate regeln. Die erlassenen Vorschriften müssen ausgeführt, angewendet werden. Der Staat bedarf daher der die Gesetze vollziehenden Behörde, der Verwaltung. Besteht Uneinigkeit über die Anwendung eines Rechtssatzes oder macht sich ein Mensch eines strafbaren Verhaltens schuldig, so tritt der Richter, Zivil- oder Strafrichter, in Funktion. — Es gibt nun in unserem Bundesstaat Materien, bei denen der Bund die Gesamtkompetenz hat, das heißt, er hat die Kompetenz für alle drei obgenannten Staatsfunktionen. Als Beispiel zähle ich Dir nur das Zollwesen, das Münzregal und das Banknotenmonopol auf. Weiter gibt es Materien, bei denen dem Bund die Gesetzgebung zusteht, die Ausführung der Gesetze jedoch nur teilweise, zum Teil werden die Gesetze vom Kanton ausgeführt. So ist zum Beispiel die Militärgesetzgebung Sache des Bundes, die Ausführung der Gesetze ist zum Teil Sache des Bundes und zum Teil Sache der Kantone. Aus der Dreiteilung der staatlichen Funktionen und dem Wesen des Bundesstaates ergeben sich noch verschiedene Möglichkeiten der Kompetenzverteilung zwischen Bund und einzelnen Gliedern. Du kannst Dir die Möglichkeiten selbst ausrechnen, ich will Dich nur auf das Problem aufmerksam machen. Ein solches Problem würde in einem Einheitsstaat natürlich nicht existieren. Ein Bundesstaat ist aber ein zusammengesetzter Staat, in dem auch die einzelnen Glieder, bei uns die Kantone, ihre Rechte haben. In den Rahmen meines Berichtes fällt es aber nur, Dich über einige der wichtigsten Kompetenzen des Bundes zu orientieren.

Gemäß Art. 6 BV. sind die Kantone verpflichtet, für ihre Verfassungen (es gibt neben der BV. natürlich auch Kantonsverfassungen) die Gewährleistung des Bundes nachzusuchen. Was heißt das nun? Die BV. gilt für das ganze Gebiet der Eidgenossenschaft. Erläßt nun ein Kanton eine Verfassung oder ändert er die schon bestehende Verfassung ab, so muß Gewähr dafür bestehen, daß in dieser Verfassung keine Bestimmungen enthalten sind, die der BV. oder überhaupt dem Bundesrecht widersprechen. Bundesrecht geht immer kantonalem Recht vor. Der Bund kontrolliert auch, ob die Ausübung der politischen Rechte nach republikanischen (repräsentativen oder rein demokratischen) Formen gesichert sind. Ferner ist Voraussetzung für die Gewährleistung, daß die Kantonsverfassung vom Volke (schweizerische Kantonseinwohner) angenommen worden ist, und daß in der Verfassung Bestimmungen enthalten sind, wonach die Verfassung revidiert werden kann, wenn die absolute Mehrheit der Bürger es verlangt. Das Aufsichtsrecht des Bundes über die Kantone ist ein weites. Es besteht in einer Gesetzesaufsicht — denke an die drei staatlichen Funktionen —, einer Verwaltungsaufsicht und einer Justizaufsicht.

Die Gesetzesaufsicht besteht nicht nur darin, daß die Kantonsverfassungen vom Bunde gewährleistet werden müssen, sondern der Bund hat auch zu kontrollieren, ob der Kanton nicht über Materien legiferiert (Gesetze erläßt), deren Regelung in den Bereich des Bundes gehört. — Da den Kantonen, wie ich oben ausgeführt habe, manchmal die Vollziehung der Bundesgesetze übertragen ist, muß der Bund natürlich auch eine Verwaltungsaufsicht über die Kantone haben, er muß sich versichern können, daß die Bundesgesetze richtig vollzogen werden. Der Bund instruiert zum Beispiel die Kantone durch Kreisschreiben, wie seine Gesetze zu vollziehen sind. — Da Privatrecht und Strafrecht, die eidgenössisches Recht sind, zum großen Teil vom kantonalen Richter angewendet werden, hat der Bund auch hier ein Aufsichtsrecht. Dieses ist dem Bundesgericht in Lausanne übertragen, das Bundesgericht führt also die Justizaufsicht des Bundes. Da wir gerade vom Bundesgericht sprechen, will ich Dich auf Art. 4 der BV. aufmerksam machen, dessen erster Satz lautet: Alle Schweizer sind vor dem Gesetze gleich. Unzählige Bürger sind wegen Verletzung oder angeblicher Verletzung dieser Verfassungsvorschrift an das Bundesgericht gelangt. Ich werde Dir darüber in meinem nächsten Briefe ausführlicher berichten, denn ich glaube, für heute „längts". Habe ich nicht recht? Ist Dir etwas nicht klar, so wäre ich Dir dankbar, wenn Du mir eine Frage stellen würdest. Lust Du es nicht, so stelle ich mir vor, es herrsche in Deinem Köpfchen vollständige Klarheit. Deine Carla.

Ausländischer Besuch in Herzogenbuchsee

Wer war die bunte, zahlreiche Reisegesellschaft, die Donnerstag, den 29. August unserem Dorf einen Besuch abstattete? Es waren ausländische Gäste. Von Rom bis hinauf an die Nord- und Ostsee waren fast alle europäischen Staaten vertreten, am stärksten Frankreich. 84 Teilnehmerinnen der „Internationalen Arbeitstagung für Haushaltungslehrerinnen", die vom 25. bis 29. August in Freiburg stattgefunden hat, in Begleitung von 4 Herren, waren gekommen, um das „Gemeindehaus Kreuz" und seine Haushaltungsschule zu besichtigen.

Hie und da erlebt das altehrwürdige Haus an der Kirchgasse einen Ehren- und Freudentag.

Fräulein Amy Moser hieß als Präsidentin des Vorstandes die fremden Gäste in französischer Sprache willkommen und orientierte sie — an Hand von charakteristischen Bildern, die Helene Roth von Wangen a. A. für die „Sassa" gemalt hatte — über die Grundsätze, sowie über Werden und Wachsen des vom Frauenverein Herzogenbuchsee gegründeten und geleiteten Hauses. Ein Rundgang durch das Haupt- und die beiden Nebengebäude schloß sich diesen einführenden Worten an. Alles war trefflich organisiert und vorbedacht worden: Unter kundiger Führung, in 6 Gruppen, eine englische, eine deutsche, 3 französische und eine italienische eingeteilt, blickten die Gäste in die freundlichen, blitzsauberen Schlafsäle und Einzelzimmer, von denen jedes seine eigene, persönliche Note trägt. In allem bleibt der familiäre Charakter des Hauses bewahrt.

Der edle, hochherzige Geist der Gründerin, Frau Amelie Moser-Moser, der langjährigen Präsidentin des Frauenvereins, hat sich diesem ihrem Lebenswerk, dem ihre ganze Liebe und Aufopferung galt, gleichsam eingeprägt, und es ist, wie eine der Besucherinnen bemerkte, als ob selbst die Mauern davon erzählen würden.

Man blickte in Lehrsäle und Konferenzzimmer, man sah die Schülerinnen bei der Arbeit. Auch der Jugendherberge und dem grün umrankten „Stöckli" wurde ein Besuch abgestattet. Alsdann verteilte man sich im großen Saal an festlich gedeckten Tischen. Das freudige und eifrige Schaffen der Kochschülerinnen fand dabei reichliche Anerkennung. Unzählige Fragen wurden gestellt und beantwortet. Das Gehörte und Geschaute hatte einen tiefen Eindruck hinterlassen, was in den Ansprachen zum Ausdruck kam, welche die Tischgespräche unterbrachen. Als Erster ergriff Herr Regierungsrat Piller von Freiburg das Wort. Er sprach seine Hochachtung und Bewunderung aus für das gemeinnützige Schaffen der Frauen von Herzogenbuchsee, das in der Not seinen Ursprung genommen und seinem christlichen Grundsatz der Hilfsbereitschaft, des Dienenwollens treu geblieben ist. In einer Zeit, wo Haß und Eigennutz so große Verheerungen anrichten, liegt in der Hand der Frau eine besonders große Aufgabe. Zum Schluß betonte der Redner, daß man hinter jedem bedeutenden Werk „le grand coeur de la femme" suchen müsse. — Auch Frl. Studer, Vertreterin des Bundesamtes, und die Präsidentin des hauswirtschaftlichen Bildungswesens im Staate Dänemark bedankten sich für den guten Empfang.

Ein frisch-frohes Lied der Haushaltungsschülerinnen ließ alle aufhorchen. Die Zeit drängte, da die Gäste mit dem 6 Uhr Zug ihre Studienreise nach Zürich weiter setzen wollten. Zum Aufbruch mahnend, faßte die Vertreterin der Universität Freiburg ihre Eindrücke zusammen in die Worte: „Es war ein reiches Erleben."

Der Besuch der ausländischen Gäste war ein reiches Erleben auch für uns: Neue wertvolle Beziehungen sind geknüpft worden zwischen unserem schlichten Dorf im Bernerland und den Frauen aus aller Welt. Wir Schweizerinnen bekamen etwas zu spüren von der lebendigen Stoßkraft, welche von den hart geprüften Mitschwestern ausgeht. Sie kamen zu uns, um von uns zu lernen, — wir aber lernen von ihnen, die ernster und entschiedener bereit sind, sich für den Weltfrieden einzusetzen.

Es geht ein großes Erwachen durch die Frauen aller Länder. Ehe unsere Gäste aufbrachen, wies Frl. Amy Moser auf einen Ausspruch von Maria Waser, der Ehrenbürgerin unseres Dorfes, hin, die klaren Geistes unsere Aufgabe als Schweizer erfaßt hat:

„Der Ruf, der heute an uns ergeht, aus der tiefen Verpflichtung unseres Schweizertums, der allein uns unsere Bestimmung als Schweizer, als Europäer, als Menschen, zuführt, er heißt nicht: Vorwärts zur Maschine, nicht: Zurück zur Herde, oder: Hinab zum Angeist, er lautet: Empor zum lebendigen, brüderlichen, zum verantwortungsbewußten, empor zum gottgeführten Menschen." Helene Mende

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 ZÜRICH Tel. 57722

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Familie trotz aller nicht wegzustreitender hausfraulichen Tugenden eine leichtere oder schwerere Belastung zu werden droht, so daß es heißt: die Mutter hat Ferien nötig, — oder es kann auch der Vater sein — der gehe im September an den Thunersee.

Aber dann schau er, daß er an einen stillen Ort kommt, daß er einen Unterschlupf finde in einem Haus, wo er stunden- und tagelang ohne ein Wort sprechen zu müssen, auf einer Laube, einer Terrasse liegen kann, den Blick in die blaue, grüne, weiße Ferne, je nach Lust und Laune, und die Seele weit, weit ab von allem, was zu Hause seinen Alltag ausfüllt, seine Kräfte verbraucht, seine Nerven zappelig macht und ihn immer weiter von sich selbst und den ewigen Quellen zu führen droht.

Jeder Kanton hat seine spezifellen Eigenarten, im mehr-besseren und mehr-schlechteren Sinn. Eine der Haupttugenden des Berners ist seine Ruhe. Alles — was in anderen Kantonen schon das größte „Gschtürm" (um berndeutsch zu reden) wäre, wickelt sich hier in einer Ruhe und Selbstverständlichkeit ab — sogar wenn es wirklich pressiert! — daß dadurch eben eine herrliche Ferienstimmung geschaffen wird, die ansteckend wirkt, und bald sagt man selber, wie es von jedem Schalter, jedem Telephon, in jedem Restaurant tönt: „Eh nu — eh ja — eh ja äbe! und man gibt sich zufrieden mit allem, wie es ist.

Wenn man sich auf diese Weise schon schön angeruht, das heißt, das mitgebrachte unruhige Wesen schon etwas abgelegt hat, dann wird man still und fühlt, wie unsere Hilfe von den Bergen kommen kann, wie eben in unserem Alltag die Luft und der Geist der Höhe, die Kräfte, die in der Einsamkeit liegen, und die Gedanken die aus göttlichen Quellen schöpfen, allein uns stark machen können, um unser Leben richtig zu leben, das heißt, so zu leben, daß wir über den Dingen stehn. Nicht sie und ihre Bedeutung, nicht unsere Verantwortung auch den materiellen Dingen gegenüber mißachtend, aber doch immer daran zu denken, und danach unser Tun einzurichten, daß der Grundsatz obenansteht: Allem voran geht der Mensch. Wo ein Mensch unsere Zeit, unsere Kraft, unsere Liebe, unser Geld braucht, da sollen nicht unsere oft in Kleinlichkeiten aufgehenden Gedanken sich ablenken lassen, von dem was nun eben gerade dieser Mensch — oder heutzutage diese Millionen Menschen in ihrer Not von uns fordern. Daß wir das nicht können aus eigener Kraft, daß es dazu den Blick hinauf braucht, in die Berge, von denen uns Hilfe kommt, zum Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat — das fühlt man so recht stark und deutlich, wenn einem solche Tage der Stille im Angesicht unserer reinen, starken Berge geschenkt sind.

— So kommt der Bettag ins Land. Die Landbevölkerung hält an den alten Gebräuchen, und in jedem recht bernischen Haus werden am Samstag Zweischgentuchen gebacken, ein einfaches Sonntagsmahl vorbereitet, „damit alle zur Kirche gehen können" und es wird darauf gehalten, daß um Haus und Hof, für Herrschaft und Gesinde, Stille und Ruhe ist.

In unserer Gemeinde, einer kleinen Nebengemeinde, ist am Bettag um ein Uhr mittags Gottesdienst. Von weit her hört man das Glöcklein der alten kleinen Kirche zum Gottesdienst rufen. Von überall her kommen die Leute, die Männer in ihren schweren „halbleinenen" Tuchkleidern, die älteren Frauen in schwarz. Die kleine Einiger-Kirche, die nur wenig über dem See, mitten in Blumen und Grün liegt, ist eine der ältesten Europas, und jedenfalls eine der entzückendsten der Schweiz. Schon St. Beatus soll da gepredigt haben, der Sage nach auf seinem Mantel über den See fliegend, da ihm noch keines der jetzt ewig herumsurrenden und oft fast das Hausdach streifenden, eidgenössischen Flugzeuge, zur Verfügung stand.

Entzückend ist das kleine Chor, mit dem runden Bogen, den mit alten, wundervollen Scheiben geschmückten Fenstern, der kleinen Orgel, die mit ihren 18 silbernen langen und 9 kleinen Pfeifen, den goldenen Verzierungen, den beiden Klapptüren, aussieht, als hätten sie die Einiger aus dem Bild eines alten Italieners gestohlen und nur vergessen, die heilige Cäcilia grad mitzunehmen. Dann die dunkle, geschnitzte Decke, die kleine Kanzel, auf die der Herr Pfarrer durch ein kleines Loch in die Höhe schlüpfen muß (und unter der, der Sage nach, der Teufel gesessen und dem Beatus zugehört haben soll), während man unten im Chor noch den Sigristen eifrig am Glockenseil ziehen sieht, die alten, rohen Bänke, die alle auf einem durchgehenden Balken ruhen, über den man mit einem Bergsteigerschritt steigen muß, um an seinen Platz zu gelangen.

Es ist alles so einfach, so still, so ergreifend gesammelt, so weit weg vom Kommen und Gehen in einer großen Kirche, so viel näher bei Gott — und am Leben, daß man nicht erstaunt ist, wenn plötzlich von der Kanzel das Wort Gottes in reinem Berndeutsch, menschen- und erdennah, verkündet wird, und der Herr Pfarrer, sich an ein Wort aus dem Propheten Jesaja haltend, davor warnt, in Gott nur den lieben Gott, so quasi einen zu Nachsicht und Vergebung allzeit bereiten Actti zu sehen, und zu vergessen, daß er etwas von uns verlangt: Gutes tun und Böses meiden, und daß der Mensch ernten wird, was er gesät hat.

Und meine Gedanken wandern zurück, zu einem kalten, dunklen Wintertag, da wir in diesem lieben, alten Gotteshaus Abschied genommen haben, von einem Menschenleben, das ein Segen gewesen ist für uns, seine Kinder, und darüber hinaus für viele; und gehen zurück zu einem frohen Sonnentag, an dem wir einen Enkel am Taufstein des kleinen „Chörli" in die Gemeinschaft unserer reformierten Kirche haben aufnehmen dürfen, und ich fühle, wie sehr wir alle verbunden sind, nicht nur mit der ganzen, schönen Landschaft am Thunersee, sondern auch mit der sagenumsponnenen kleinen Kirche in Einigen. Und ich denke mit Befriedigung, daß der Besitz einiger Quadratmeter Landes einst unserer Asche das Recht geben wird, namenlos in dieser gottgeweihten Stille ruhen zu dürfen, statt in der Unruhe eines jener städtischen Massenfriedhöfe, die ja so oft nur das Ziel eines Sonntagsspazierganges — manque de mieux — sind und wobei mit Behagen noch einmal alle guten und schlechten Eigenschaften und Taten — besonders aber die schlechten — des armen Erdenbürgers durchgehächelt werden.

Damit soll nicht gesagt sein, daß der Landbewohner in dieser Beziehung besser — oder jenseits von Gut und Böse sei. — Aber in ihm ist noch mehr Ehrfurcht vor Leben und Tod, noch mehr Beugung und Unterordnung unter Gottes ewigen Ratschluß, mehr Verbundensein mit den unsichtbaren Kräften der Natur und der Seele, weil sein Leben, seine Arbeit noch nicht so stark von Technik und Industrie bedingt sind, wie die des Städters.

Wem deshalb das Glück jährlicher Ferien zufällt, der gehe weitab vom Strom der Fremden und der landläufigen Kurorte: der gehe an den Thunersee — oder an einen andern! Aber er suche ein stilles Haus, eine ruhige Unterkunft, wo er nur das zu tun braucht was ihm paßt, essen was und wann es ihn freut, nicht essen, wenn er keine Lust hat, liegen, lesen, träumen, vollständiger Egoist sein, in dem Sinn, daß solche Tage und Wochen dazu da sind, uns neue Kräfte zu schenken, für ein langes, hartes Arbeitsjahr, für einen neuen, noch hingebenderen, noch aufopferndern Dienst für andere. El. SL.

Wir machen „Du' zis"

Soll man mit dem „Duzis machen" wirklich vorsichtig sein? Oder darf man das Herz sprechen lassen, wenn die Beziehung zwischen Freunden so schön und wertvoll geworden ist, daß man sie am liebsten durch das „Du" noch vertiefen möchte?

Und warum eigentlich Vorsicht? Was kann einem denn durch dieses Wörtchen schon Schlimmes passieren? Aber — es gibt Leute, die sich davor hüten, nach der Mahnung des alten Sprichwortes: „Vorsicht ist die Mutter der Weisheit".

„Nein, mit dem „Du" mach ich nicht so schnell, da muß ich jemanden schon sehr genau und lange genug kennen, bis ich mich dazu entschließen kann". Sie munkeln etwas von schlechten Erfahrungen und von der Unvorsichtigkeit, sich allzuvertraut mit Menschen einzulassen, die man zu wenig kennt, oder die einem nicht so viel bedeuten, daß sie einer vertraulichen Freundschaft Wert wären.

Wenn sich zwei Liebende zum ersten Mal „Du" sagen, bedeutet dieses Wörtchen eine Seligkeit, — gewissermaßen eine Offenbarung und ein „Schlüsselreichen" im bildlichen Sinne zu dem Allerheiligsten; den intimeren Bezirken der Seele! Die förmlichen Schranken sind gefallen, und man betrachtet sich gegenseitig als „Freunde"! Daß man Freunden gegenüber gerne offener ist, als Bekannten gegenüber, versteht sich von selbst, und mit dem „Du" hat ja schließlich ein Vertrauensverhältnis begonnen, das gepflegt wird, weil man gegenseitig etwas voneinander erwartet: Freundschaft oder gar Liebe! Daß Freundschaft falsch verstanden oder mißbraucht werden kann, lehren manchmal bittere Erfahrungen, und so schleichen sich dann eben Mißtrauen und Vorsicht ein, die vor ähnlichen Enttäuschungen warnen.

Selbstverständlich tragen solche Erfahrungen nicht dazu bei, die Lust und Freude am „Duzis machen" zu vergrößern. Im Gegenteil! Man bekommt es mit der Angst, sich damit am Ende etwas zu „vergeben", wird zurückhaltend und gibt sich nur stückweise und in abgewogenen Dosen! Dabei geht wenig verloren, gewiß, — aber man gewinnt auch nichts, und manche Freundschaft wird durch solch übertriebene Zurückhaltung eben zur ewigen und bedeutungslosen Bekanntschaft, oder — was etwas paradox anmutet, zu einer wirklichen Freundschaft ohne daß man es merkt, obwohl das „Du" gar nicht angewendet wird. Freundschaften, wahre und wertvolle, hängen schließlich an keiner gesellschaftlichen Form, und eigentlich gewinnt das „Du" doch „nur" gerade die Bedeutung, die man ihm selbst beimißt. Es liegt ganz im Ermessen des Einzelnen, aus dieser Sprengung der äußeren Form das entstehen zu lassen, was einem Herzensbedürfnis ist. Und schließlich steht es einem auch nach dem „Duzis machen" völlig frei, aus dem Freundschaftskreis zurückzutreten, wenn man sich getäuscht haben sollte. Warum muß das „Du" eine Fessel bedeuten? Doch höchstens für den, der nicht weiß, daß schließlich alle und jede Freundschaft in der Freiheit wächst? Ob mit oder ohne „Du"! Es gibt Menschen, die ohne das „Du" eine wunderbare Freundschaft zu pflegen imstande sind, und andere, die trotz dem vertraulichen Wörtchen etwas pflegen, das sie wohl Freundschaft oder Liebe nennen, das aber in Wirklichkeit eine gänzlich wertes, oft sogar gedanken- und lieblose Beziehung geworden ist!

Die gesellschaftliche Form schreibt vor, daß der Aeltere dem Jüngeren das „Du" anzutragen hat, oder die Dame dem Herrn. Also geht es hier nicht nach Gefühlen, sondern um eine Höflichkeitsgeste, die berechtigterweise der Dame und dem Alter den Vortritt läßt. So ist das „Duzis machen" oft eine recht gekünstelte Angelegenheit, die in dieser Form nicht jedem ohne weiteres gelegen ist. Wie schön gibt sich dagegen das „Du" der Liebenden, das aus dem Herzen kommt und zu Herzen geht, und das wahl- und formlos von jedem zuerst ausgesprochen werden darf. Aber auch hier gilt eben nicht das Wort als solches, sondern die wahre und tiefe Neigung die es auslöst! Sie allein weckt und hält Freundschaften, die wohl durch das „Du" eingeleitet oder äußerlich gestempelt werden können, in ihrem Bestehen und Vergehen aber nicht darangebunden sind. Es ist daher besser, diesem Wörtchen an sich keinen bindenden Wert beizumessen, nicht als Gebender und nicht als Nehmender. Es verpflichtet zu nichts und bedeutet an sich nichts, denn Worte sind „Schall und Rauch". Warum sollte man es also nicht gewähren wenn darum gebeten wird? Und warum sollte man es nicht anbieten, wenn einem ein Mensch sympathisch ist?

A. Sp.

Aus dem Eherecht

Der Vernachlässigung familienrechtlicher Unterhalts- oder Unterstützungspflichten durch den geschiedenen Ehegatten als strafrechtlicher Tatbestand

Nach Art. 217 Abs. 1 des schweizerischen Strafgesetzbuches, kann mit Gefängnis bestraft werden, wer aus bösem Willen, aus Arbeitsscheu oder aus Liederlichkeit die familienrechtlichen Pflichten gegenüber seinen Angehörigen nicht erfüllt. In Absatz 2 des gleichen Artikels wird ferner ausdrücklich festgestellt, daß diese Strafandrohung unter den gleichen Voraussetzungen wie unter Absatz 1 auch für denjenigen gilt, der die vermögensrechtlichen Pflichten gegenüber seinem außerehelichen Kinde und dessen Mutter vernachlässigt.

In der Folge stellte sich nun die Frage, ob der geschiedene Ehegatte auch zu den Angehörigen im Sinne des Art. 217 Abs. 1 zu zählen sei. Art. 110 Z. 2 des Strafgesetzbuches umschreibt den Begriff der Angehörigen wie folgt: „Angehörige einer Person sind ihr Ehegatte, ihre Verwandten gerader Linie, ihre vollbürtigen und halbbürtigen Geschwister, ihre Adoptiveltern und Adoptivkinder". Unter diese Definition fällt der geschiedene Ehegatte dem Wortlaut nach nicht und das zürcherische Obergericht folgerte daraus, daß der Nichtbezahlung von Alimenten an den geschiedenen Ehegatten keine strafrechtlichen Folgen zukommen könne. Es begründete diesen Standpunkt mit dem historischen Werdegang von Artikel 217 Abs. 1, der keine andere Deutung des Begriffs „Angehörige" zulasse, als die in Art. 110 gegebene. Es berief sich ferner auch darauf, daß Art. 217 in der Kategorie der Verbrechen und Vergehen gegen die Familie figuriere, zwischen den geschiedenen Ehegatten aber keine schützenswerten familienrechtlichen Bande mehr bestünden, weil diese durch die Scheidung restlos gelöst und liquidiert seien. Aus diesem Grunde müsse die Forderung der geschiedenen Ehefrau gleich behandelt werden wie diejenige eines gewöhnlichen Gläubigers.

Das Bundesgericht ging mit dieser Argumentation des zürcherischen Obergerichtes nicht einig. Es deutete nicht nur den historischen Werdegang von Art. 217 Abs. 1 anders, sondern berief sich auch auf die italienische Fassung des Artikels, der nicht von Angehörigen, sondern ganz allgemein von der Vernachlässigung familienrechtlicher Unterstützungspflichten spricht und denjenigen als straffar bezeichnet, der „per malvolere, oziosità o dissolutezza non presta gli alimenti o sussidi che gli sono imposti dal diritto di famiglia."

Im Gegensatz zum Standpunkt des zürcherischen Obergerichtes, betrachtet das Bundesgericht auch die familienrechtlichen Beziehungen der geschiedenen Ehegatten nicht als durch die Scheidung restlos gelöst, sondern deutet gerade die Unterhaltsbeiträge des einen Ehegatten an den andern als Nachwirkungen des ehelichen Verhältnisses, die als solche ebenfalls dem strafrechtlichen Familienschutz unterstehen müßten. Was zur Folge habe, daß Art. 217 Abs. 1 auch bei Nichtbezahlung von Alimenten an den geschiedenen Ehegatten anwendbar sei.

Diesem Entscheid des Bundesgerichtes kommt deshalb größte Bedeutung zu, weil sehr oft der geschiedene Ehegatte die ihm vom Richter auferlegten Unterhaltspflichten gegenüber dem andern Ehteil vernachlässigt, sei es, daß er sich einer Betreibung durch ständigen Wohnsitzwechsel entzieht, sei es, daß er wenig oder überhaupt nichts arbeitet, um sich auf diese Weise um die Zahlungen zu drücken. Solch bösgläubigen Schuldnern gegenüber hilft einzig der Schutz, wie ihn Art. 217 des Strafgesetzbuches bietet.

Dr. A. W.

Schweizerisches Jugendschriftenwerk (SJW.)

Das SJW. hat wiederum 4 Neuerscheinungen zu präsentieren, die sich würdig an die Reihe der bereits herausgegebenen Hefte schließen. Alle Hefte sind mit guten, zum Teil sehr reizvollen Bildern und farbenfrohen Umschlägen ausgestattet.

Nr. 225 „Vierfüßiger Lebensretter", Reihe: Für die Kleinen, von 9 Jahren an.

Das Heft enthält 5 reizende Tiergeschichten, die unseren Kleinen sicher viel Freude bereiten werden. Möge die Tierliebe in den Herzen der Kinder gepflanzt, zur Menschenliebe aufblühen.

Nr. 226 P. Kilian „Fabeln", Reihe: Literarisches, von 12 Jahren an.

Fabeln sind Spiegelungen menschlicher Torheiten und menschlicher Art im vielgestaltigen Reich der Tiere und Pflanzen und Dinge. Dieser Strauß trefflicher Fabeln entzückt durch seinen tiefen Gehalt, sowie durch seine liebenswert knappe Form.

Nr. 227 „Der edle Wilde", Reihe: Literarisches, von 12 Jahren an.

Vor allem die Buben werden sich für diese packende Indianererzählung begeistern. Ein alter Trapper berichtet von seinen Erlebnissen mit Indianern und belehrt seine Zuhörer, daß Wilde oft bessere Menschen sind, als die Weißen.

Nr. 228 E. Eberhard „Um Heimat und Hof", Reihe: Geschichte, von 12 Jahren an.

Diese Erzählung aus der Zeit des Unterganges der alten Eidgenossenschaft berichtet vom wechselvollen Schicksal eines Verdingbuben.

Schriftenverzeichnisse erhalten Sie kostenlos bei der Geschäftsstelle des SJW., Seefeldstraße 8, Zürich 8.

Das SJW.-Heft kostet 40 Rp. und ist an Kiosken, guten Buchhandlungen, bei den Schulvertriebsstellen, oder bei der Geschäftsstelle des SJW. erhältlich.

Kornleitern im Malvagliatal

Leseprobe aus Piero Bianconi: Kreuze und Kornleitern im Tessin. Drei grüne Berge mit drei goldenen Aehren in silbernem Feld unter der geschmeidigen Wölbung eines farbenstrahlenden Regenbogens, auf dem zwei Engel reiten: so, als heraldisches Bild, hat sich mir die Erinnerung an einen glücklichen Tag eingeprägt.

Es war ein Tag, der, klingend von dem feinen Rauschen reifer Aehren, bald Sonne, bald Regen versprach; denn damals trat die Sonne eben aus dem Sternbild der Jungfrau in das der Waage über. War er für die Sonne, so vermied er jedes Uebermaß; neigte er zum Regen, so genügten ihm ein paar Tropfen, damit die Steine für einen Augenblick feucht glänzen sollten und das dürre Gras schmiegsamer werde. Und sogleich nach jedem Regenschauer spannten sich rötlich leuchtende Regenbogen am Himmel, der blendend gleißte, als triebe die Sonne Kurzweil mit leicht verschleierten Spiegeln. So ging der Tag dahin zwischen Sonnenverheißung und Regendrohung, unendlich lind, so lind, daß es einem war, man sehe blasse Engelsgestalten, die, angelehnt an die sich wölbende Farbenstala und staunend auch sie, neugierig dieses so heitere, erhebende Schauspiel betrachteten. Dieses überirdische Licht, dieses große schattenlose Licht, welches das stille Tal da und dort mit Gold überflimmerte, konnte wirklich nur von ihnen kommen!

Sehr lebendig spürte man eine göttliche Gegenwart um diese schlichten, geschäftigen, stillfrohen Bauern, die sich inmitten der hohen, leicht verschleierten Berge wie Reihe fleißiger Ameisen bewegten, eine wohlwollende Gegenwart, zu deren Lob die Mythologie viele liebliche, dem Menschen freundlich gesinnte Fabelwesen ersonnen hat. Wir aber dachten nicht an Mythologie, allerhöchstens an Vergil, weil der Sommer so reich, so gesegnet war, weil friedvolle Geborgenheit dieses fast urtümliche Leben und Mühen — zu allen Zeiten das selbe — umfing, und man stellte sich gerne vor, wie diese unbeschäftigten Engel den Menschen gnädig sind, die da den Roggen mähten, ihn auf die riesigen steilen Kornhisten hoben, die gleich schwarzen Leitern zum Himmel aufsteigen. Und auch diese dunkeln Silhouetten prägten sich, verschwebend, unwirklich, dem silbernen Grunde auf.

Radiosendungen für die Frauen

sr. In der Sendung für die Mutter wird Montag, den 23. September um 13.30 Uhr das Thema „Berufswahl — jetzt aktuell!" behandelt. Nachrichten für die Frau sind Dienstag, den 24. September um 19.50 Uhr zu vernehmen und Freitag, den 27. September um 13.30 Uhr ist die Sendung für die Frauen der Betrachtung „Von der Arbeit der Hausbeamtin" gewidmet. Sprecherinnen sind Gertrud Niggli und Päuli Vetterli.

Redaktion
Frau El. Studer v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur. Tel. 2 68 69.

Verlag
Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg (Zürich)

Unmöglich!
daß es noch Haushaltungen gibt ohne
Dampfkochtopf „Securo"
Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!
SCHWABENLAND & CIE A.G. ZÜRICH
Nüschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"
Seefeldstraße 119 Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212 Tel. 24 57 44
Forchstraße 37 Tel. 32 09 75
Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72

Spinnel
SCHWEIZER KUNSTGEWERBE UND HEIMARBEIT
Zürich 1 / St. Peterstr. 11 / Bahnhofstr. 31 / Orell Füsslihof / Telephon 23 30 89
KONGRESSBESUCHERINNEN
beachten Sie in unseren Auslagen auch das handwerkliche Schaffen der Schweizer Frau
Webereien
Keramik
Drechslerei
Stickereien
Am 21. September 19½ Uhr im Kongresshaus: Vorführung unserer Kinderkleider

CB
Der heimelige Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Wäsche nach Gewicht
das einfachste für die Hausfrau.
Schonendste Behandlung bei billigster Berechnung.
Tadellose Ausrüstung Ihrer Wäsche
Waschanstalt M. Trottmann, Winterthur
Wiesenstr. 3, Tel. 2 16 52, Ablage Badgasse 2 16 42

Institut MINERVA
Zürich
Vorbereitung auf Universität
Eidg. Techn. Hochschule
Handelsabteilung
Arztgehilfinnenkurs

Maruba SCHAUMBAD
BAIN DE MOUSSE
Maruba-Schaumbäder sind für jede gepflegte Dame unentbehrlich!
Maruba reinigt, erfrischt und verjüngt die Haut. Es regt die Blutzirkulation an; mit Zusatz von Fichtennadelöl ist es nervenstärkend. Die Kosten sind gering (20–30 Rp. für ein Vollbad)
Verlangen Sie die vorteilhaften 3/4 und 1/1 Vorratsflaschen à Fr. 20.50 und Fr. 11.75, ausreichend für 120 bzw. 60 Vollbäder oder die beliebten Flaschen à Fr. 5.25, Fr. 2.80 u. Fr. –.60, erhältl. in Apotheken, Drogerien, Parfumerien und beim guten Coiffeur.
In Apotheken, Drogerien, Parfumerien und beim guten Coiffeur